

# Sonntags-Post.

**Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.**

**Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.**

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

## Der Karlsberg.

Ein kultur-geschichtlicher Roman in vier Abtheilungen von Ernst Pasqué.

(Fortsetzung.)

Und Dümmler, Louise erzählten. Doch je mehr sie erzählten, je trauriger wurde der ehrliche Waidmann und als das letzte Wort gesprochen, da seufzte er recht lamentabel auf:

„Schlimm, sehr schlimm!“ sagte er wahrhaft niedergeschlagen, und auf das Kloster deutend, fuhr er fort: „Was die einmal in ihren heiligen Händen haben, geben sie nimmer wieder heraus!“

Dann versuchte er mit manchem guten Wort und dem ganzen Aufgebot seiner Ueberredungskunst, Vater und Tochter von ihrem gefährlichen Vorhaben abzubringen; sie hätten es ja nicht mehr nothwendig, denn das Häuschen sei, wenn auch klein, doch groß genug für zwei Personen — er wolle gern unter Gottes freiem Himmel schlafen, so lange, bis er sich einen Stall gezimmert. Doch seine Reden, so gut sie auch gemeint waren, führten nicht zu dem von ihm gewünschten Ziele und auch der arme Limburger mußte sich endlich in das nun einmal Unvermeidlich ergeben. Er tröstete sich schließlich, weil es denn doch nicht anders ging, mit dem Gedanken, daß er ja das liebe Mädchen mit den frommen treuen Augen so oft er nur wolle, sehen könne, und dem Versprechen, das Louise ihm mit einem kräftigen Handschlag gab, jeden Tag zu ihnen herauszukommen oder ihn im Parloir des Klosters zu empfangen, wenn es ihn nur verlange, mit ihr zu reden.

Endlich läuteten die Glocken wieder zur Complete, der Abend war gekommen und das letzte Gebet des Sonntags sollte im Kloster gesprochen werden. Da nahm Louise Abschied von dem wackeren treuen Manne. Mit Thränen in den Augen dankte sie ihm für das, was er für den Vater

gethan, und seiner ferneren Obhut empfahl sie ihn. Der Limburger vermochte nicht zu reden, seine Kehle war ihm wie zugeschnürt, auch seine Augen waren naß geworden und sprachen im Verein mit dem Druck der Hand beredter als Worte es zu thun vermochten. Noch ein letztes „Auf Wiedersehen — morgen“ des Mädchens, dann schritten Dümmler und Louise abermals der Klosterpforte zu.

Als diese sich hinter Beiden geschlossen, Louise und Dümmler den Blicken des Limburgers verschwunden, da machte der riesige Jäger eine wahrhaft verzweiflungsvolle Geberde, und mit einem grimmigen, doch rasch noch halb verschluckten Fluche rief er:

„Jetzt, Herr Du mein Gott, laß mich zum Eligner werden an meinem eigenen Wort — nur gieb sie uns wieder! Mußt Du aber eine Nonne, oder das Kloster ein Opfer haben, dann — dann will ich lieber Kapuziner werden! Einen frommen Kellermeister sollen die barfüßigen Fraters an mir finden, das gelobe ich Dir feierlichst, nur gieb sie uns wieder und gestatte nicht, daß die Schwarzen dort unser armes liebes Kind für Zeit und Ewigkeit fangen. — Amen!“

### Dritte Abtheilung.

**Der Scharfrichter von Landau (1789).**

#### Erstes Kapitel.

#### Unter dem neuen Regime.

Durch die Karlslust trabte eine kleine Gesellschaft von drei Herren und einer Dame, gefolgt von einem Jäger in



Libree und zwei Mohren in ihren bunten seidenen Anzügen. Die Dame trug ein langes Reittkleid von grünem Sammet, nach dem damaligen französischen Hofschnitt; hoch oben auf der mächtigen Fülle schwarzer Locken saß ein kleines rundes Hütchen, mit einem ganzen Busch weißer Straußfedern geziert, die bei jeder Bewegung der Reiterin grazios hin und her flatterten. Stolz hob und beugte der weiße Zelter den schön geformten Hals und seine Gangart war eine so leichte, tänzelnde, daß man wohl hätte annehmen dürfen, er empfinde ein eigenes Wohlbehagen, eine so schöne und elegante Reiterin zu tragen. Doch diese wußte sehr gut die Zügel zu führen, und die kleine fein behandschuhte Hand machte gar oft und recht derb Gebrauch von der langen Peitsche, welche scharf die Weichen des Pferdes traf. Der Herr an ihrer Seite ist mit einfacher Eleganz gekleidet, nur ein Brillantstern auf der Brust kündigt ihn als den Herzog von Zweibrücken an. Hinter ihm reitet der Forstmeister Destner in seinem goldbordierten grünen Kleide und Herr Guido von Scharfeneck. Doch letzterer trägt nicht mehr die Uniform eines Offiziers, sondern die eines Obersten der Chevauxlegers.

In der Dame hätte man wohl Elsa wieder erkennen können, denn ihre Schönheit war dieselbe wie früher, nur hatte sie etwas Frauenartiges angenommen und kündete zugleich mit der ganzen Haltung, dem Gebahren der Reiterin, ein Selbstbewußtsein, das dem Mädchen fremd gewesen.

Zwei Monde nur sind seit dem Einzug Elsa's auf dem Karlsberge verflossen und nicht allein diese, sondern die ganzen derartigen Verhältnisse haben sich während der kurzen Spanne Zeit mächtig verändert.

Auffallend rasch hat sie sich in die Rolle der Herrscherin zu finden gewußt, das Befehlen ist ihr so leicht geworden und auch so vortrefflich gelungen, daß nicht allein der Herzog, sondern der ganze Hof sich stets ihrem Willen, wie ihren Launen mit größter Zuberkommenheit fügte. Herzog Karl ist wie umgewandelt, er, der früher nur seinen eigenen Willen als höchstes Gesetz erkannte, dem Alle und Alles sich beugen mußten, gehorcht seiner Schönen gleichsam aufs Wort. Was sie verlangt, geschieht, selbst wenn es dem mächtigen Gebieter widerstrebt, wenn seine eigene Neigung dabei ein schweres Opfer zu bringen hat. Er liebt das schöne, verführerische Weib, das ihre Herrschaft über ihn so rückhaltslos übt, leidenschaftlich; es scheint fast, als ob er ohne ihre Liebe nicht mehr zu leben im Stande sei, und der Gedanke, sie verlieren zu können, macht ihn zittern. Einer tiefer Blickenden wie Elsa würde eine solche Leidenschaft wohl Furcht erwecken, denn alle bösen Neigungen und Eigenschaften des „schlimmen Karl“ hat sie zurückgedrängt. Wehe ihr, wenn sie Veranlassung geben sollte, daß dieser Damm zerginge, daß die eigenste Natur des Herzogs sich wieder geltend machen würde, sie mußte sich für den erfolglosen Zwang rächen, und eine solche Rache könnte nur eine furchtbare sein.

Die Umwandlung Elsa's ist im Grunde nur eine weitere Entwicklung ihres Charakters. Zur Beherrscherin des frivolen Hofes und seines Gebieters geworden, ist sie dabei doch noch immer geblieben, was sie ursprünglich war: lebenslustig, vergnügungssüchtig, fest in ihrer Lustigkeit, rücksichtslos, wenn es gilt, ihren Neigungen Gehör zu verschaffen, wie

auch in ihrer Spottlust, die Niemanden verschont. Raun, daß sich diesen Eigenschaften die nöthige Klugheit zugesellt. Sie thut, setzt durch was sie will, proklamirt es laut und lachend, selbst wenn es etwas ist, das den Faden der herzoglichen Geduld aufs Aeußerste anspannen sollte, Seine Durchlaucht direkt verlegen mußte. Durch den Schein der Unbefangenheit, den sie sich dadurch zu geben weiß, bricht sie jedoch der Gefahr stets pünktlich die Spitze ab: ihr Wille geschieht und der allmächtige, beleidigte Gebieter bleibt ihr unterwürfiger Sklave.

Das Verhältniß ist kein natürliches und kann nicht von ewiger Dauer sein, dies sagen sich nicht allein die Klügsten des Hofes, und Viele sogar mit grimmer Freude, denn nicht allein durch ihre Pfeile des Spottes verwundet die neue Favoritin ihre höfische Umgebung, sondern schädigt sie auch direkt in ihren heiligsten Interessen, in ihrer Stellung, die ja eine Lebensbedingung ist. Die also Betroffenen schweigen, fügen sich mit unterwürfigem Lächeln, doch hoffen sie auf die Stunde der Erlösung, die nicht ausbleiben kann, die einmal schlagen muß, was indessen, wie die Sachen im Augenblick stehen, noch lange dauern kann.

Am wenigsten haben sich Destners Hoffnungen erfüllt. Die böse Ahnung, welche ihn am Tage des Einzugs überkommen, hat ihn nicht getäuscht, anstatt der geträumten Oberherrschaft über Elsa und seinen Herrn, sind ihm nur Zurücksetzungen aller Art geworden. Ein Versuch, das schöne feste Weib an jenes geheime Abkommen im Thale des Galgenberges zu mahnen, hatte nur ein spöttisches Lachen zur Folge, und beschämt, wüthend mußte der getäuschte Forstmeister sich zurückziehen und im Herzen fluchend, Vergeltung gelobend, auf seine bisherige Allmacht verzichten. Nicht besser war es Madame Agnes ergangen. Ach, es war wahrhaft Mitleid erregend gewesen, wie die alte würdevolle Vermittlerin von Elsa bei Seite geschoben worden war. Mehrere Tage brauchte ihr Hirn dazu, um zu begreifen, was ihr geschehen, daß sie so urplötzlich aus höchster Gunsthöhe so tief und zurück in ihre Schneiderstube gefallen. Sie gelangte denn doch zur Erkenntniß ihrer Lage, beweinte zwar ihr Unglück, hückte sich dabei doch bis zur Erde, mit dem süßesten, devotesten Lächeln auf den Lippen und den schönsten Rachegeanken im Herzen. Doch erwartete sie nicht allein die Erlösungstunde, sondern suchte sie herbeizuführen: von ihrem Schrecken erholt, handelte sie. Die schlaue Französin, Mademoiselle Melanie, hatte Mutter Agnes bei Elsa ersetzt, und Beide schienen sich vortrefflich miteinander abzufinden.

Eine auffallende Veränderung war mit der nächsten Umgebung des Herzogs vorgegangen. Der simple Chevauxleger-Offizier von Scharfeneck war eines schönen Morgens plötzlich zum — Obersten seines Regiments avancirt und hatte zugleich einen Vertrauensposten bei dem Allernädigsten erhalten, wodurch Destner etwas unsaust in die zweite Linie gedrängt worden war. Herr Guido von Scharfeneck hatte beide hohe Stellen mit gebührendem Danke und stolzem Selbstbewußtsein angenommen und seit dem Tage war kein Fest gefeiert, keine intime Soiree abgehalten worden, wo er nicht zugegen gewesen und gleichsam an der Spitze gestanden. Heimlich murrend, laut aber den neuen Günstling



bekomplimentirend, fügten die älteren vielerfahrenen Hofleute sich dieser unerwarteten Neuerung und auch Destner mußte dies thun, wollte er nicht Gefahr laufen, auch aus der zweiten Linie in eine noch tiefere, oder ganz vom Hofe verdrängt zu werden.

Noch eine dritte Person hatte die neue Königin des Karlsbergs ganz ungewöhnlich und auffallend zu begünstigen gewußt. Es war ein baumlanger vierschrodtiger Grenadier, der seine Stelle im Regiment sammt Uniform gewechselt hatte, und in goldchamarirtem Rock und anderen barocken Kleidern mit wichtigem Gesicht den Portier oder vielmehr den Introduceur in den Appartements Elsa's machte. Der Leser hat ihn schon einmal flüchtig gesehen, in der Nacht des Bivouaks; Elsa schien ihn nicht vergessen zu haben, und sie täuschte sich nicht in ihrer Erwartung, als sie den langen Jonas Wambach zum Hüter ihres eleganten Wyls ernennen ließ. Der Mann war ihr ergeben; sein damaliges Thun hatte es ihr gesagt und keiner besseren, treueren Wacht hätte sie sich und ihre Thüre anvertrauen können. Wehe Demjenigen, der es hätte wagen wollen, ohne Erlaubniß das geheiligte Appartement zu betreten, sobald Elsa in dasselbe eingekehrt. Der Wächter hätte den Eingang selbst dem Herzog verwehrt, wenn Elsa es ihm geboten haben würde. Wie das Herz des plumpen Riesen dem schönen Mädchen mit den schwarzen Gluthaugen gehörte, damals, wie Elsa für ihn gebeten, so gehörte ihr jetzt sein Leben; für ihn gab es nunmehr nur einen Herrn auf Erden, nur ein Gesetz: Elsa und ihr Wille.

Diese Personal-Veränderungen und noch manche andere hatte der Herzog, wenn auch nicht immer ohne Widerstreben, billigen und anordnen müssen. Doch wurde er auch dafür belohnt! Noch nie hatte ein Herz so heiß für ihn geschlagen, so schien es, noch nie war er so glühend geliebt worden. Nun erst glaubte er, das eigentliche Glück des Lebens, die Liebe kennen gelernt zu haben, was ihm bis jetzt geworden, verschwand in Nichts. Er dünkte sich einem Erdengotte gleich, er war glücklich, selig und hoffte es auch zu bleiben!

Langsam und nur theilweise in fröhlicher Stimmung durchritt die kleine Kavalkade die Karlslust. Der junge Oberst von Scharfenack schien in glücklichster Laune zu sein, doch gelang es ihm nicht, ein heiteres Gespräch mit seinem finsternen Nachbar in Gang zu bringen, auf alle seine Reden wurden ihm höfliche, doch kalte Antworten und so verstummte der hohe Offizier denn endlich ganz. Dafür aber war das voraus reitende Paar recht munter, Elsa plauderte in ihrer unbefangenen Weise lustig mit dem Herzog und oft erklang ihr helles, keckes Lachen durch die stillen Waldparteen. Und doch war es ein ziemlich ernstes Gespräch, in das Beide unwillkürlich hineingerathen. Das Thema mußte Elsa interessiren, wenn sie seine eigentliche Bedeutung wohl auch nicht zu erfassen vermochte. Sie hielt sich an die ihr von dem Herzog mitgetheilten Thatfachen und besprach diese in ihrer sorglosen und spottlustigen Weise.

„Ich begreife Euer Durchlaucht nicht!“ sagte sie mit ihrem neckischen und doch so bezauberndem Lächeln. „Wie kann man es nur den guten Pariseru übelnehmen, wenn sie sich darnach sehnen, ihre Steuern und sonstigen Lasten los

zu werden und sich etwas freier bewegen zu dürfen, als bisher? Ich finde dies Verlangen ganz natürlich, und es wäre Pflicht des französischen Hofes, ihm auf halbem Wege entgegenzukommen. Der Herzog von Zweibrücken würde es gewiß thun, wenn dessen Unterthanen solche unschuldige Gelüste spüren und kundgeben sollten!“

„Spotte nicht, Elsa!“ entgegnete der Herzog ziemlich ernst. „Die Pariser gingen weiter, sie revoltirten offen gegen ihren Herrn und König. Die Bastille hat das rasende Volk nicht allein gestürmt, die Gefangenen frank und frei laufen lassen, sondern auch jene uralte herrliche Feste, das Bollwerk des Königthums, niedergerissen, der Erde gleich gemacht. Es ist unerhört!“

„Und muß recht lustig mit anzusehen gewesen sein!“

„Ganz Paris muß sich in ein Tollhaus verwandelt haben.“

„Wenn die Krankheit nur nicht ansteckend ist, sich über die Grenze ausbreitet! Lasten dürfte es auch hier geben, auch Mißliebige, Unbequeme!“

Ein scharfer Blick der Sprecherin streifte bei diesen Worten den hinter ihr reitenden Destner.

„Oh! ich werde die Canaille schon im Zaune zu halten wissen.“

„Es wäre schade! Denn eine Bastille gäbe es hier nicht zu zerstören, wohl aber herrliche Paläste.“

„Schweige, Elsa, beschwöre den Satan nicht!“ rief der Herzog jetzt mit finster zusammen gezogenen Brauen.

Die kecke Reiterin ließ ein helles lustiges Lachen hören, und sofort entgegnete sie:

„Ganz recht! Den Satan wollen wir beschwören, um ein solches Unheil von uns und dem schönen Karlsberg abzuwenden. Ein glücklicher Gedanke und sofort wollen wir ihn ausführen.“

„Wie meinst Du dies, Elsa?“ fragte der Herzog erstaunt doch schon wieder heiterer. „Du bist zwar eine Zauberin, ob aber Seine höllische Majestät Dich hören und zu unseren Gunsten interveniren will, möchte ich bezweifeln.“

„Es gilt nur die Sache richtig anzufassen. — Ich hab's!“ rief Elsa plöglich mit einem verführerischen Blick auf den Herzog, indem sie ihr Pferd zum Stehen brachte, „Deine Worte waren nur Spott, doch steckt wirklich etwas von einer tollen Hexe, einer Wahrsagerin in mir und ich habe das Mittel gefunden, welches nicht allein die etwa drohende Gefahr beschwören, sondern uns zugleich auch ein köstliches, unbezahlbares Vergnügen bereiten wird.“

Sobald Elsa ihr Pferd angehalten, hatten die übrigen Reiter ein Gleiches thun müssen. Die kleine Gesellschaft befand sich jetzt in einem Theile der Karlslust, der Eigenthümliches, Ueberraschendes barg. Er war ein ziemlich großer, sauber geflegter Platz von länglich runder Form, rings von grünem Wald umgeben. An seinen beiden Enden erhoben sich zwei ebenso originelle als prächtige Bauwerke. Hier stand ein chinesischer Thurm von mehreren Stagen, die kantigen Dächer waren golden und bunt gestreift. Die Farben glänzten in schillernder Pracht und die vielen silbernen gestimmten Glöckchen an den geschwungenen Dachenden ließen ein immerwährendes leiseres oder stärkeres harmonisches Klingen hören. Rings um den unteren Theil des Thurmes



zog sich eine weite hohe Halle von vergoldetem Drahtgeflecht, schlanke Säulen gaben ihr eine vieleckige Form. Sie überragten das Gitterwerk und hatten als Knäuse flache Blumenkörbe, ebenfalls von goldenem Draht geflochten, und gefüllt mit bunten Blumen und Blättern von bemaltem, lackirtem Metall. Es war ein phantastischer Prachtbau und zugleich — das große Taubenhaus des Herzogs. Wohl einige tausend Tauben aller Art, einheimische und ausländische, die man mit großen Kosten hatte kommen lassen, bevölkerten den Thurm und den goldenen Niesenkäfig. Das schwirrt umher, erfüllt die Luft mit den eigenthümlichen Gurgeltönen, daß es im Verein mit den vielen gestimmten Silberglöckchen ein ganz eigenthümliches Konzert bildete.

Dem chinesischen Taubenhause gegenüber, am anderen Ende des Platzes, stand ein Gebäude, das man beim ersten Blick für ein großes Schweizerhaus mit vielen kleinen Nebengebäuden hätte halten können. Es war äußerst künstlich von knorrigen Baumstämmen erbaut, gleich wie die vielen kleinen Bauten, welche sich um das größere Haus gruppirt. Die kleinen Fenster waren von buntem Glas und meistens geschlossen, doch die Thüren, ebenfalls äußerst klein, standen alle weit offen. Ein freier Platz, von einem hohen Gitter von Baumstämmen geschlossen, umgab diese kleine Häuserkolonie, die eigentlich von Gnomen bevölkert zu sein schien. Denn auf dem freien Platz, in den Fenstern, auf den Dächern befanden sich zahllose dieser kleinen langbärtigen Gestalten, allerlei Hantirungen treibend. Doch sie blieben unbeweglich und blickten den Beschauer starr mit ihren gemalten Holzgesichtern an. Dafür aber belebten tausende von Hasen, Kaninchen in allen nur denkbaren Farben und Schattirungen das Haus, die Häuschen und den Platz und bildeten im Verein mit den Gnomen, Erdmännchen und Mraunen eine ebenso drollige als schweigame Bevölkerung der seltsamen Bauwerke. Das war das Hasenhaus des Herzogs und mit dem Taubenhaus ein kleiner Bestandtheil der merkwürdigen Menagerie der Karlslust.

„Hier!“ rief Elsa mit einem Anflug von drolligem Pathos, „hier sind zwei Bastillen, bevölkert von unzähligen Gefangenen. Wir wollen sie stürmen, die Armen befreien und so dem Schicksal zuvorkommen, ihm ein Opfer bringen und es versöhnen! Komm, laß uns keinen Augenblick verlieren, es wird gar zu lustig werden, wenn unsere Gefangenen, die Tauben, Hasen und Kaninchen davon fliegen, laufen und rennen. Laß mich ihnen die Thore der Freiheit öffnen und Du wirst mir für das herrliche Schauspiel danken!“

„Halt ein, Elsa!“ rief der Herzog erschrocken über den allzu festen Gedanken, der ihn um seine hübschen Tauben und Hasen bringen konnte. Doch Elsa hörte ihn nicht, schon sprengte sie auf das chinesische Taubenhaus zu, unter dessen Pforte der Wärter der Tauben und Hasen, seinen Herrn unterthänigst zu grüßen, getreten war. Sie befahl dem Manne, die Thüren und Thürchen, so viele ihrer nur vorhanden, zu öffnen, und als der Wärter zögerte, da langte ihr kleines Händchen bereits nach dem Gitter, und ehe der näher gekommene Herzog es hatte verhindern können, sprang eins der Thürchen auf. Schon im folgenden Augenblicke flog ein Schwarm Tauben ins Freie — es wurde bald ein

Zug, der kein Ende nehmen wollte und alle gefiederten Inassen des goldenen Gefängnisses drängten sich jetzt kreischend, gurgelnd und girrend nach der Stelle, welche ihnen Freiheit zu geben versprach.

„Elsa, was thust Du?“ klang es wahrhaft entsetzt.

Doch als Antwort lachte die feste Schelmin lustig und übermüthig auf, klatschte in die Händchen und bewunderte jubelnd den Flug der Tauben, welche hoch in die Lüfte stiegen, bald dichte Schaaren bildeten, die entweder ihren Flug fortsetzten oder sich auf den Bäumen in der Runde niederließen. Es war ein hübsches Schauspiel und fesselte endlich auch das Auge des Herzogs: dabei wirkte Elsa's Heiterkeit ansteckend und Scharfeneck war der Erste, der frisch in ihre Lustigkeit mit einstimmte. Auch Destner lachte, doch hatte dies Lachen wohl einen ganz anderen Grund: er glaubte den Herzog erzürnt, entriistet über das Thun der festen Schönen, doch er irrte sich. Elsa's Zauber hatte gesiegt, Serenissimus lächelte vorerst nur, dann aber lachte er laut mit den Uebrigen und Destner verstummte.

„Das war nur ein Vorspiel, jetzt kommt die Reihe an unsere eigentliche Bastille!“ rief Elsa und sprengte bereits nach dem Hasenhause. Der Herzog fand nur noch Zeit, dem Wärter zuzurufen, der Flüchtlinge so viele einzufangen, als er nur könne, dann wandte er sein Pferd und eilte Elsa nach. Ach, auch hier kam er zu spät, das Unglück war geschehen.

Der Herr Oberst hatte auf Befehl der Dame das Gatterthürchen geöffnet und schon drängten sich Hasen und Kaninchen in wilder Flucht hinaus. Das große Haus, wie die kleinen Wohnungen, wollten nicht leer werden, es mußten ihrer viele Tausende darinnen sein, denn immer neue Schaaren kamen zum Vorschein, stürzten über einander weg, kugelten sich auf der Erde herum, um dann, so rasch es ihre Läufe nur vermochten, dem freien, schützenden Walde zuzueilen.

Hier war der Anblick der flüchtigen Hasen und Kaninchen ein wirklich komischer und der Herzog machte endlich gerne gute Miene zum bösen Spiele. Es war doch nicht mehr zu ändern und so erfreute er sich denn auch, wenn immer noch ein wenig widerstrebend, an dem drolligen Anblick, der seiner angebeteten Schönen eine so außerordentliche Freude zu bereiten schien.

„Wie sie laufen! — wie echte Hasen! Herr Destner wäre nicht im Stande, es ihnen gleich zu thun!“ rief Elsa mit muthwilliger Ausgelassenheit. Dann neigte sie sich zu dem Herzog hin und flüsterte ihm zu, mit einem bösen Blick auf den Forstmeister: „Gieb auch ihm seine Freiheit, laß ihn laufen, wie die Hasen, denn er ist der schlimmste Gefangene in Deiner prächtigen Bastille. Mir zu Liebe thue es, Karl! Ich mag den Mann mit dem finstern widerwärtigen Gesicht nicht mehr sehen. Ich bitte Dich, Karl, noch einmal so heiß will ich Dich dafür lieben.“

„Du verlangst zu viel, Elsa,“ erwiderte der Herzog auf die letzten mit glühendem Ton ihm zugerannten Worte. „Destner hat mir lange Jahre treu gedient, er meint es noch immer gut.“

„Er ist ein Verräther und betrügt Dich!“ klang es scharf und mit trozigem Haß. Dann aber änderte Elsa



plötzlich den Ton und ihrem Antlitz wieder den früheren unbefangenen und heiteren Ausdruck gebend, fuhr sie laut und mit wilder Lustigkeit fort:

„Setzt auf die Hasenhege, meine Herren! Wir wollen sehen, wie weit sie sich jagen lassen und wer von uns zuerst einen der feigen Gefellen zu Tode hegt.“

Ohne eine Antwort abzuwarten setzte sie mit einem festen „Huffah!“ mitten unter die fliehenden Hasen und Kaninchen und trieb eine ganze Schaar vor sich her den breiten Weg entlang, der von dem Plage weiter in die Karlslust führte. Der Herzog und die übrigen Reiter folgten ihr und die tolle Hasenhege begann.

„Zurück!“ schrie Elsa nach einer Weile mit wildem Drohen. Sie war mit rasender Schnelligkeit geritten, ihren Begleitern weit voraus und abermals auf einem freien Plage angelangt.

Mehrere bunte Zelte standen in der Runde und in der Mitte erhob sich ein Gebäude von orientalischer Form mit hohen minaretartigen Thürmchen, daneben ein größeres Zelt von verblichenem Seidenstoff. Ein braunes Weib in bunte Tücher gehüllt stand mitten im Wege und blickte unbeweglich der in stürmischer Hast daher sprengenden Reiterin entgegen. Ihr hatte der Ruf Elsa's aus der Ferne gegolten.

Doch das Weib rührte sich nicht von der Stelle.

Noch einmal schrie Elsa, wilder, troziger als vorher, „Zurück!“

Als ob sie von Stein gewesen, in den Boden festgewachsen, so stand die Frau da.

Jetzt hatte das Pferd Elsa's sie erreicht; wohl machte die Reiterin einen Versuch, ihr Thier zur Seite zu reißen, doch es gelang nur halb. Dicht an der Unbeweglichen flog das Pferd vorüber, sein Bug streifte sie dabei mit solcher Gewalt, daß die Frau einige Schritte zurück und hart zu Boden geschleudert wurde.

Eine höhnische Lache schlug Elsa auf und fauste weiter.

„Fluch Dir — Meke!“ leuchte die blutend am Boden Liegende, einen Blick voll Haß und Wuth der Reiterin nachsendend, welche bereits jenseits des Platzes im Walde verschwunden war.

Jetzt jagte der Herzog an dem Weibe vorüber, er wandte das Gesicht, um in der so rücksichtslos Niedergerittenen nicht Jانا zu erkennen.

Auch der junge Oberst der Chevauxlegers flog theilnahmslos an ihr vorüber. Ihm nach stürmten die Mohren und der Leibjäger.

Nur Destner hielt sein Pferd an. Als der Herzog mit dem kleinen Gefolge im Walde verschwunden war, stieg er ab und näherte sich der Zigeunerin, doch diese hatte sich bereits wieder empor gerichtet. Sie bedurfte seiner Hülfe nicht.

Das Blut, welches aus einer Kopfwunde über das braune Gesicht mit den schlaffen Wangen rieselte, wischte Jانا sich ab, dann blickte sie Destner mit höhnischer Verachtung in das Antlitz und sagte:

„Dies also war Dein Geschöpf, das Du an seine Seite gehoben? Haha! das Werkzeug hat seinen Meister gut gelohnt! Wie Du der Erste warst, wirst Du bald der Letzte

sein. Mich hat die Kreatur nur niedergeritten, Dich wird sie verderben. Geh! und dulde die Strafe, welche Du um die Deinigen verdient hast.“

Sie wandte sich ab, um sich zu entfernen. Da faßte Destner Jانا rauh am Handgelenk, hielt sie zurück und raunte ihr zu:

„Diesmal hast Du schlecht prophezeit, Jانا! Wie Du, bin auch ich bei Seite geschoben worden, wenn auch nicht gewaltsam, wie es Dir soeben geschah. Doch verderben wird mich meine Kreatur nicht. Auch meine Zeit wird wiederkehren und dann räche ich mich und Dich. Ist es an der Zeit, dann sollst Du von mir hören und Dich an der Strafe erfreuen, die der falschen Hege werden wird für das, was sie Dir heute gethan.“

„Ich habe ihr geflücht,“ entgegnete Jانا finster, „und mein Fluch, ich weiß es, wird in Erfüllung gehen, auch ohne Dich.“

„Gleichviel!“ rief Destner ungeduldig und rauh. „Ich halte mein Wort und Du sollst Zeugin ihrer Strafe sein.“ —

Damit bestieg er sein Pferd wieder und sprengte davon, dem Herzog und der Verhassten nach, Born im Herzen, während er versuchte, auf seinem Antlitz ein Lächeln hervorzurufen, mit dem er vor seinem Gebieter und Elsa erscheinen konnte.

Jانا kehrte in ihr Zelt zurück, ihre Wunde zu reinigen und zu pflegen. — Hätte sie ahnen können, wem sie im Grunde Schmach und Schmerz verdankte, letzterer würde wohl ein ganz anderer, entsetzlicher gewesen sein.

Die gehezten Hasen hatten sich nach und nach zu beiden Seiten des Weges im Walde verlaufen, nur einige wenige verfolgten in ihrer Flucht die gerade breite und platte Bahn. In toller Hast setzte Elsa ihnen nach und immer weiter zog sich die sonderbare Hege in die Karlslust hinein. Jetzt senkte sich das Terrain und in der Ferne zeigte sich das Wiesenthal, wo Elsa eigentlich in ihrer neuen Hof-Carriere in so geschickter Weise debütiert hatte. Sie erkannte es wieder und auch den trügerischen Heuwagen, der noch immer auf der früheren Stelle stand. Ein muthwilliger Gedanke, der sich bald zu einem bösen gestaltete, schoß Elsa durch den Kopf und nach der Terrasse lenkte sie ihr Pferd. Ihr Thun konnte unabsehlich erscheinen, denn ein Paar langohrige Hasen hatten fliehend dieselbe Richtung eingeschlagen. Den Weg, der die Terrassen verband, sprengte sie hinab, dann in das Wiesenthal hinein und auf den Heuwagen zu, der wohl wieder zu einer Falle, doch ganz anderer Art werden sollte. Rasch warf sie den Kopf nach rückwärts, da sah sie den Herzog, Scharfeneck und die drei Diener aus dem Wald kommen, und zu noch schnellerem Lauf trieb sie ihr Pferd an. Jetzt hatte sie den Heuwagen erreicht, hinter seinem breiten Rücken sprang sie behende zur Erde, gab dem Pferde mit der Peitsche einen scharfen Hieb, daß es sich hoch aufbäumte und dann auf der Wiese, sich schüttelnd und wiehern, dahin schoß. Einer Schlange gleich wand sich Elsa um den Wagen, erreichte glücklich die Thüre, öffnete sie und stieg in den kleinen verhängnißvollen Salon. Noch hatte sie Zeit, an einer Seite eines der Fensterchen zu öffnen, um zu lauschen, zu sehen, was sich auf der Wiese begeben würde.



Nur wenige Augenblicke hielt draußen die Ruhe an, dann begann plötzlich ein lautes ängstliches Rufen von Stimmen, unter denen die des Herzogs deutlich hervortrat. Die Reiter hatten den weißen Zelter Elsa's erblickt, wie er ohne seine Reiterin über die Wiese dahin flog. Ein Unglück mußte geschehen sein, der Herzog und seine Begleiter mußten es glauben, und laut rufend sprengten sie in die Wiese hinein.

Doch nichts zeigte sich ihren Blicken. Die Diener hatten dem flüchtigen Pferde nachgeseht, das sie bald erreichten und sich willig einfangen ließ. Der Herzog und Scharfeneck — Destner schien verschwunden zu sein — ritten noch immer auf der Wiese umher, suchend und stets ängstlicher nach Elsa rufend, die sie nirgends zu entdecken vermochten.

Schon dachten sie, daß das Unglück an anderer Stelle, etwa schon im Walde geschehen sein müsse, denn die wilde Reiterin war ihnen stets eine ziemliche Strecke voraus gewesen und oftmals bei Wiegungen des Weges aus den Augen verschwunden. Schon wollte der äußerst aufgeregte Herzog seinen Leuten Befehl geben, zurückzureiten, andere Hülfe herbeizuschaffen, als plötzlich das ihm nur zu bekannte silberhelle neckische Lachen deutlich aus Ohr drang. Er hielt just in der Nähe des Heuwagens; überrascht wandte er sich um und zu seiner Freude erblickte er die Gesuchte, schon verunglückt Geglachte, in dem Wagen-Salon. Die Schelmin hatte ihr Köpfchen aus dem Thürfensterchen gestreckt und lachte so lustig und hell, blickte dabei den Herzog so verführerisch an, daß dessen Angst plötzlich in ein glühendes Sehnen verkehrte.

„Das erheischt Strafe, Du Löse! Du böses, liebes Geschöpf!“ rief er und sprang vom Pferde, dessen Zügel er seinem Chevauxleger-Obersten zuwarf.

Scharfenecks Gesicht verfinsterte sich, doch auch ihm wandten sich Blicke und Lächeln der schönen Verführerin zu, wenn auch nur für einen Augenblick, doch deutlich genug sprechend, um die Falten seiner Stirne zu glätten.

Der Herzog war auf den Eingang des Salons zugeeilt. Er kapitulierte, denn Elsa verweigerte ihm keck und unter allerlei Neckereien den Eintritt in ihr süßduftendes Heiligtum, wie sie meinte, und je länger sie sich sträubte, je tapferer sie ihre Festung vertheidigte, je feuriger, stürmischer wurde der Herzog. Er hatte sich auf einen der Tritte, welche den Ausgang zu dem Salon bildeten, geschwungen und war ihrem Gesichtchen nun ganz nahe.

Da kam Destner aus dem Walde hervor. Kaum hatte Elsa den ihr Verhafteten erblickt, als sie plötzlich den Hals des Herzogs mit ihren Armen umfing, einen heißen Kuß auf seine Lippen drückte und ihm leise zuraunte:

„Ich lasse Dich ein, will gut machen, was ich vor zwei Monden hier an dieser Stelle gegen Dich verbrochen, doch mußt Du mir meine Bitte erfüllen.“

„Welche? rede! Alles — Alles will ich Dir gewähren.“

„Beim Sturm unserer Bastille sprach ich sie Dir aus.

Siehst Du dort den finsternen, mir so widerwärtigen Menschen? — Lieb ihm, wie Deinen Hasen, die Freiheit, laß ihn laufen, wie sie, damit er mir nicht mehr in den Weg kommt.“

„Verlange dies nicht von mir, ich sagte Dir es schon, der Mann hat mir lange Jahre treu gedient.“

„Er hat Dich lange Jahre belogen und betrogen. Er ist Dir lieber, als Deine Elsa. O, ich sehe es wohl, Du liebst mich nicht!“

„Rede nicht also, Elsa! mehr, wie Alles, wie mein Leben liebe ich Dich!“

„Dann beweise es mir. Entferne ihn und ich will Dir glauben. O, da ist er schon — immer näher kommt er mir, und ich mag ihn nicht mehr sehen.“

„Sei gut und vernünftig, Elsa, und laß mich zu Dir ein.“

„Nein!“ klang es jetzt mit wildem Trotz. „Setzt nicht und nie mehr. Geht Er nicht, dann — dann laufe ich Dir fort, und zwar auf der Stelle. Ich kenne noch die Gelegenheit des Ortes und, wie damals, werde ich Dir zu entkommen wissen.“

Mit diesen Worten war sie bereits am Fenster verschwunden und die Thür der anderen Seite flirrte dem Herzog hörbar.

„Halt' ein, Elsa, bleibe!“ rief dieser, besiegt von dem Thun der schlauen Verführerin. „Nach Deinem Willen soll es geschehen —“

„Ah! wie will ich Dich dafür lieben!“ klang es jetzt aus dem Wagen heraus, so süß und verlockend, daß das Blut des Herzogs heißer wallte.

Zugleich flog die Thür auf und der Herzog, im Begriff, einzusteigen, wandte sich an seinen Obersten, der während der ganzen Scene mit einem wahrhaft verblüfften Gesicht neben seinen Pferden gestanden.

„Ueberbringen Sie dem Forstmeister Destner meinen herzoglichen Befehl,“ sagte er mit einer Stimme, der er eine gewisse Festigkeit zu geben sich bemühte, „daß er in's Schloß zurückkehre und in seinem Zimmer bleibe, bis ich weiter verfügt haben werde. Dann kehren Sie zurück und harren Unser hier in der Nähe, auf der Wiese.“

Herr von Scharfeneck hatte während dieser kurzen Rede ein Gesicht gemacht, das dem Herzoge bei jeder anderen Gelegenheit hätte auffallen, ja zum Lachen reizen müssen, so eigenthümlich verlegen und unruhig geberdete sich der Herr Oberst. Er hatte übrigens auch Ursache dazu, denn während der Herzog, Elsa abgewendet, mit ihm sprach, hatte die kleine Kokette den schmucken Oberst nicht allein recht schelmisch und zugleich sehr sprechend angelächelt, sondern ihm auch einen veritablen Kuß mit ihren allerliebsten, feinen Fingerspitzen zugeworfen.

Hätte der Herzog dies bemerkt, so wäre es unfehlbar mit der glänzenden Carriere des jungen Offiziers zu Ende gewesen. Solches mochte der Herr Oberst von Scharfeneck in diesem seltsamen Momente wohl denken, und deshalb seine auffallenden Geberden.



## Der Schak des Geizhalses.

Original-Erzählung von Karl Zastrow.

(Fortsetzung.)

Sie traten in den Hofraum hinaus. Auch hier herrschte die größte Unordnung. Die Fässer und Kisten lagen wirt durcheinander geworfen. Das Pflaster zeigte sich jedoch unversehrt. Das zahlreich zwischen den Lücken emporgewucherte Gras war hier und dort arg niedergetreten, sonst bot sich nirgend etwas Verdächtiges dar.

Durch nichts wurde jedoch die Verwilderung übertriften, welche der Garten aufwies. Ueberall ausgerissenes und haufenweis aufgeschichtetes Kartoffelkraut, niedergetretenes Gesträuch und Fußstapfen von Menschen und Thieren. Diese letzteren traten so zahlreich und so verworren auf, daß es schier unmöglich schien, die Spur des Einzelnen zu verfolgen. Die hier und dort verstreut umherliegenden Erbsfrüchte und Gemüsepflanzen lieferten übrigens den Beweis, daß nachträglich noch einige hungrige Diebe dem Garten ihren Besuch abgestattet hatten, um ihres Antheils an den Schätzen des alten Rappel, woran sie als Ortskollegen doch auch ein gewisses Anrecht zu haben glaubten, nicht verlustig zu gehen.

Liebach war den zum Wasser führenden Steig hinabgeschritten. Jetzt stand er auf der kleinen Bank, die sich unmittelbar über dem klaren Wasserspiegel erhob. Die Sonne schien auf die trüg vorübergleitende Fluth. Der junge Mann blickte starr auf den mit Scherben und Kieselsteinen belegten Grund. Er ging eine beträchtliche Strecke längs des Grabens hin, jedes kleine Steinchen im Bette desselben einer scharfen Musterung unterziehend. Plötzlich leuchtete es in seinem Antlitz auf. Er warf hastig den Rock ab, entledigte sich seiner Stiefeln und Strümpfe, schlug die Beinkleider in die Höhe und sprang in das Wasser, welches ihm beinahe bis an die Hüften reichte.

„Franz! Franz!“ rief Julie vorwurfsvoll aus der Ferne. „Was thust Du? Du wirst Dich erkälten, wirst Dir eine tödtliche Krankheit zuziehen! Komm schnell heraus! Du findest ja doch nichts!“

Aber der junge Mann hatte inzwischen untergetaucht. Jetzt kam er, trieselnd vor Nässe, wieder empor. Ein Dolch blitzte in seiner Hand.

„Für einen so werthvollen Fund will ich einen kleinen Schnupfen schon mit in den Kauf nehmen!“ rief er heiter, indem er an's Land sprang und die ein wenig rostige Waffe über seinem Haupte schwang. „Hier, Zulchen, ist das corpus delicti, der erste Beweis, der meine Unschuld unwiderleglich darthun und auf die Spur des eigentlichen Verbrechers leiten wird. Denn mit diesem Dolch ist Dein unglücklicher Vater getödtet worden, Zulchen!“

Das junge Mädchen betrachtete schauernd die Mordwaffe. Sie bestand aus einer scharfen zweischneidigen stählernen Klinge und einem Griff von Hirschgeweih. Die Augen des Finders strahlten in düsterem Feuer.

„Mir ist's, als sähe ich den ganzen mit teuflischer

Schlaueit durchdachten Plan in seiner vollen Abscheulichkeit vor mir!“ rief er. „Der verruchte Mörder ist mit der Leiche Deines unglücklichen Vaters, sowie mit dem Schatz auf dem Wasserwege entflohen. Er hat gemeint, das Wasser würde keine Spur hinterlassen; allein, er hat sich geirrt.“

„O mein Gott!“ schluchzte Julie, „sollte es wirklich so sein, wie Du sagst? Ich habe bisher immer noch im Stillen gehofft, der Vater würde einmal wiederkehren. Und nun ist er doch todt!“

„Es ist keinem Zweifel unterworfen, Zulchen,“ erwiderte er in bestimmtem Ton. „Was sollte Deinen Vater bewogen haben, seine Vaterstadt und sein Haus zu verlassen? Wäre er nur verreist, er wäre längst zurückgekehrt. Er sah nicht darnach aus, sein kleines Eigenthum fremden Leuten zu überlassen. Seine Ermordung steht fest; wenn nichts sonst, beweist es dieser Dolch, den der Mörder entweder verloren, oder unachtsamer Weise in's Wasser geworfen hat.“

Julie hatte ihr Antlitz mit der Schürze verhüllt. Sie schluchzte und weinte in Stößen fort. Die Trostworte ihres Verlobten vermochten nichts über sie.

„Ich will mich nun sogleich an einen der Fischer wenden, die weiter hinauf am Graben in der Nähe des See's wohnen,“ fuhr der junge Mann fort, „und dieser Fischer soll mir einen Kahn borgen. Mit diesem Kahne will ich eine Wasserfahrt machen, die mich hoffentlich über Alles aufklären wird, was ich noch nicht weiß. Erst dann werde ich dem Staatsanwalt meine Mittheilungen machen. O! wenn meine Zeit und meine Mittel es erlaubten, ich wollte den Dieb aufsuchen und ich würde ihn finden, selbst wenn er in den Urwäldern Südamerika's oder den Sandwüsten Afrika's verborgen wäre!“

„Und nun gräme Dich nicht, Zulchen,“ schloß er, indem er die noch immer Weinende zärtlich in seine Arme schloß. „Siehe, mir ist's nun um Vieles leichter in der Brust. Darf ich doch mein Haupt wieder stolz und froh erheben und brauche etwaige zweideutige Blicke Anzüglicher oder böswilliger Menschen nicht zu fürchten.“

„Wann kehrst Du nun nach der Residenz zurück, Franz?“ fragte sie noch.

„Sobald es für mich hier nichts mehr zu thun giebt, Zulchen. Ich würde Dich also bitten, voraus zu reisen und an unseren beiderseitigen Prinzipal zu bestellen, daß ich erst nach Ablauf von acht Tagen wieder in der Residenz eintreffen und meinem Ante in der alten Weise vorstehen kann. Es ist eine Ehrenpflicht, die wir gegen den Vater zu erfüllen haben, Zulchen! Das wirst Du einsehen?“

Sie nickte, trocknete ihre Thränen und drückte gerührt seine Hand.

„Du hast Recht, Franz! und ich will mich auch gerne in Alles finden, was Du in dieser Beziehung anordnest, denn



jetzt haben wir ja doch Trauer und können an Hochzeit nicht denken."

Sie schieden nach einer letzten innigen Umarmung. Das junge Mädchen kehrte in das verödete Haus zurück, um ungestört ihre Vorbereitungen zur Abreise treffen zu können. Franz aber schritt längs des Ufers hin, bis er denjenigen Theil der Stadt erreicht hatte, in welchem die Häuser der in Sternberg ansässigen Fischer belegen waren.

### Sechstes Kapitel.

Eine halbe Stunde später saß er in einem der kleinen Fischerkähne und ein junger kräftiger Bursche von achtzehn Jahren ruderte ihn dem Trense-See entgegen, dessen glänzender Wasserspiegel mit jedem Ruderschlage umfangreicher vor ihren Blicken auftauchte.

Fritz Hellberg war ein offener, allezeit lustiger Fischergefell. Er errieth bald, was den fremden Herrn zu der abenteuerlichen Wasserfahrt veranlaßte und so ging er unwillkürlich in dem Gespräch auf dessen Ideen ein.

"Wenn Jemand auf dem Wasserwege aus unserer Stadt entfliehen will," sagte er unter Anderem, "so kann er dies ohne die geringste Störung bewerkstelligen. In der Straße, welche am Ufer des Mittelgrabens entlang führt, geht weder Nachtwächter noch Polizist, und wir Fischer sind in unseren Häusern und schlafen in der Regel sehr fest nach den Anstrengungen und Mühen des Tages. In der Nacht macht Niemand von uns sich etwas am Wasser zu schaffen."

"Aber der Betreffende muß doch mit diesem Wasserwege und auch mit der Führung eines Kahnes vertraut sein?" warf Liebach ein.

"Ein wenig Lokalkenntniß ist allerdings nothwendig, allein die kann man sich bereits beim oberflächlichen Aublick verschaffen, und was die Führung eines Kahnes anbetrifft, so gehört dazu wohl eine besondere Geschicklichkeit eben nicht."

Liebach nickte bestätigend. Der junge Fischer hatte lediglich dieselben Gedanken ausgesprochen, die auch er in dieser Beziehung hegte.

Der Kahn lief nun unter einer breiten Brücke hin und befand sich nach einigen Ruderschlägen auf dem See. Einige Minuten lang ging es zwischen Fischkästen und Leichten an Pfähle geschlossenen Gondeln und Rähnen hin. Dann lag die schweigende glänzende Wasserfläche wie ein ungeheurer Spiegel vor ihnen.

"Wohin wollen Sie nun?" fragte der Fischer, "nach dem jenseitigen Ufer oder nach der Insel?"

Liebach überlegte einen Augenblick.

"Liegen Dörfer in der Nähe des jenseitigen Ufers?" fragte er endlich.

"In der Nähe wohl nicht, junger Herr! Die Ufer drüben liegen zum Theil ziemlich hoch und sind weit in das Land hineinangebaut. Das nächste Dorf, Gidelshagen, liegt eine gute Meile vom See entfernt."

"Führt vom See aus ein Weg nach Gidelshagen?"

"Von Wegen giebt es allerdings einige. Das Land ist durch Fußsteige abgetheilt, und einer oder der andere mündet

in die Landstraße, die von Sternberg nach Gidelshagen führt."

"Und wohin führt die Straße nach Gidelshagen hinaus?"

"Zunächst kommen noch zwei andere Dörfer, Wilkenberg und Schwarzkoppel, sodann die Stadt Hirschwald. Diese Stadt ist Eisenbahnstation, und man kann von hier aus die Residenz in ungefähr 6 Stunden erreichen."

"Wie viel Zeit braucht man also, um vom jenseitigen Ufer aus nach der Bahnstation Hirschwald zu gelangen?"

"Es kommt darauf an, wo wir anlegen. Im günstigsten Falle braucht man acht Stunden."

"Und die Pändereien am jenseitigen Ufer gehören —?"

"Mehreren Ackerbürgern aus Sternberg. Sie sehen's nicht gerne, wenn Jemand ihre Aecker betritt. Es befinden sich überall Warnungstafeln, wonach der unbefugte Betreter Pfändung zu erwarten hat u. s. w. Jedes Fleckchen wird sorgsam ausgenutzt. An den niederen Stellen pflügen sie mit jedem Jahre ein Endchen weiter in den See hinein, um nur möglichst viel Terrain zu gewinnen. Die Abhänge sind mit Klee Saat bestellt, und der See kann nicht so viel Schilf ansetzen, als sie abmähen."

Das Gesicht des jungen Bureauvorstehers erheiterte sich mehr und mehr.

"Fahren wir also nach der Insel!" bestimmte er.

Der Schiffer gab sofort dem Kanne die nöthige Richtung und pfeilschnell glitt das Fahrzeug der Mitte des See's entgegen, wo sich das kleine grüne Eiland im fahlen Grün des Herbstes aus der blauen Fluth erhob. Röhricht, Gras, und einige Pappeln und Weidenbäume waren die einzigen Vegetabilien, welche die Insel zierten.

Als sie dem Strande bis auf Büchsen schußweite nahe gekommen, deutete der Fischer auf eine ziemlich hohe dünne Stange, die sich von der Mitte aus erhob und an deren Spitze an einer noch feineren Querstange ein flockenartiger Gegenstand im Winde schaukelte.

"Das ist so ein Stück von einem Leuchthurm," berichtete er. "In früheren Zeiten wurde allabendlich die Laterne angesteckt und dann fiel das Licht gerade auf die Stelle des See's, der so tief ist, so unergründlich tief, daß sie mit meilenlangen Tauen, an welchen centnerschwere Gewichte hingen, keinen Grund kriegten. Da ist auch so etwas, eine Art Strudel, aber gefährlich ist diese Stelle durchaus nicht, wenigstens nicht so gefährlich, wie die guten Sternberger einem Fremden, oder auch den Kindern glauben machen wollen. Mit einem guten Holzkahn und einem kräftigen Ruderschlage schieße ich mitten über die gefährliche Stelle hinweg."

"Das möchte ich sehen," lächelte der Fahrgast, der unter dem gemüthvollen Geplauder des jungen Fischers zusehends heiterer wurde.

"Ja, mit unserer Ruchschale werde ich's wohl bleiben lassen!" fuhr dieser fort. "Es wäre doch nicht unmöglich, daß der Geist des alten Thomas Borkler — apropos! Ihr kennt doch die Geschichte?"

"Keine Silbe weiß ich," gab Liebach zurück, "keine Silbe!"

"Das muß ich Euch erzählen," sagte Hellberg und legte



das Ruder hin, worauf er seine Pseife zur Hand nahm, dieselbe mittelst eines Stahles und Feuersteines in Brand setzte und dann im behaglichen Erzählertone folgendermaßen begann:

„In früheren Zeiten mag, wie gesagt, der See wohl seine besonderen Tücken gehabt haben, und besonders der Strudel mag wohl bei Weitem gefährlicher gewesen sein, als heute, genug, der hochedle Magistrat unserer lieben Stadt fand es für gut, den alten Thomas Vorkler als Leuchtwächter anzustellen. Er bekam monatlich fünf Thaler und freie Wohnung auf der Trense-Insel. Nebenbei durfte er Fische angeln, freilich nur so viel, als er für seinen eigenen Bedarf brauchte. Eine kleine Lehmhütte hatte er sich auf Kosten der Stadt gebaut. Daraus kroch er allabendlich hervor, sobald es „schummrig“ wurde, nahm die Leiter auf den Rücken und kletterte dann an dem Leuchtpfahl empor. Alle Abend zündete er das Lämpchen in der Laterne an und nach der Stadt ging er nur, wenn ihm das Del und die Lebensmittel ausgegangen waren.

„Der alte Inselwächter — man muß es ihm lassen — verbrauchte für seine leiblichen Bedürfnisse nur äußerst wenig. Er rauchte nicht, trank nicht, spielte nicht, kurzum! er hatte gar keine Leidenschaften! So legte er sein kleines Wächtergehalt bei Seite und hatte sich in zehn Jahren sechshundert Thaler erspart. Dieses Geld bewahrte er in einem irdenen Topfe auf, den er in die Erde grub. Nun hatte der alte Vorkler einen Sohn. Der war ein Taugenichts aus dem ff und machte seinem Vater gar viel Kummer und viel Sorgen; hatte natürlich nichts gelernt und hielt auch nirgends Stich. Der Bursche wußte von dem hübschen Sümmelein, das der Vater sich für seine alten Tage reservirt hatte, und ging den alten Vorkler vielfach um Unterstützung an. Der aber blieb fest. Nicht einen Pfennig gab er heraus und so konnt's nicht ausbleiben, daß die Beiden sich mit einander verjürten.

„Und eines Tages erhielt der Alte einen anonymen Brief. Darin stand: Herr Thomas Vorkler möge sich versehen, er würde am Abend einen unliebsamen Besuch von Spitzbuben erhalten. Da unterließ der alte Wächter am Abend die Laterne anzuzünden, und legte sich mit seiner Windbüchse im Schilf auf der Lauer. Bis Mitternacht blieb Alles still. Dann ließ sich ein Plätschern im Wasser vernehmen und ein leises Stimmengesflüster schlug an das Ohr des Alten. Der dachte, jetzt's geht's los, und hob seine Büchse zum Schuß; aber dazu kam er nicht, denn eine verzweiflungsvolle Stimme ertönte: „Hülfe, Rettung! wir ertrinken!“ Gleich darauf war Alles still. Der alte Vorkler aber schwankte wie ein Trunkener nach seiner Hütte. Er hatte in der flehenden Stimme die seines Sohnes erkannt.

„Es war immer noch fraglich, ob die nächtlichen Besucher einen Diebstahl beabsichtigt hatten. Der alte Vorkler dachte daran auch in dem gegenwärtigen entsetzlichen Augenblick wohl kaum, er hatte wohl nichts weiter, als den Tod seines einzigen Sohnes im Sinn, und aller Groll war gewiß aus seinem Herzen verschwunden. Die kalte Wasserfluth aber hatte sich bereits über die unglücklichen Rahnfahrer geschlossen und nie und nimmer hat der Strudel seine Opfer zurückgegeben.

„Das zog der alte Inselwächter sich zu Gemüth. Er wurde tiefsinnig, und als plötzlich die Trense-Insel dunkel blieb und mehrere von unseren Leuten hinüberriesen, um sich nach der Ursache zu erkundigen, da fanden sie den Alten nicht mehr. Er war seinem Sohne nachgefolgt. In den Strudel — so sagt man — habe er sich gestürzt und so sein Dasein geendet.“

„Eine trübe Geschichte!“ murmelte der Bureau-Vorsteher.

„Ja, was aber das Interessanteste an der Sache ist, den Schatz, den Thomas Vorkler auf der Insel vergraben hat, soll noch keiner gehoben haben, und es geht die Sage, der Geist des alten Wächters gehe auf der Insel um und bewache die sauer erworbenen Früchte seines langen mühseligen Erden-Daseins. Einige von unseren Leuten wollen, wenn sie um Mitternacht an der Insel vorbeikommen, den Lichtschein wahrgenommen und ein eigenthümliches Seufzen und Stöhnen gehört haben. Was mich betrifft, so habe ich noch nie Derartiges gesehen und glaube auch nicht recht daran. Der Strudel existirt, wie gesagt, auch nicht mehr. Seit der Unglücks Geschichte sind eine Reihe von Jahren vergangen. Der See ist mit jedem Jahre mehr ausgetrocknet, und die Lichter, die andere gesehen haben wollen, das werden wohl Irrlichter gewesen sein. Kürzlich soll's zwar wieder hell zur Nachtzeit dort gewesen sein. Man will die brennende Laterne gesehen haben. Das geht aber nach meinem Erachten ganz natürlich zu. Es kommen noch immer dumme Menschen, die den Schatz heben wollen. In der Regel kommen sie Nachts und da mögen sie sich wohl die alte klapperige Laterne anzünden, um besser sehen zu können.“

Der Zuhörer war ganz nachdenkend geworden.

„Vor Kurzem soll das gewesen sein?“ fragte er endlich tief aufathmend.

„Vor ungefähr vier bis sechs Wochen, so sagte mir mein Kamerad Matthias Hanten.“

„Hm, hm, es ist ein hübsches Märchen, das mit dem alten Vorkler und seinem Schatz!“

„Ja, Herr! so sage ich auch!“ rief Fritz und stieß den Rahn mit einem gewandten Ruck auf das Land.

Der Bureau-Vorsteher stieg aus und schlug den Weg nach der Mitte der Insel ein, während der Fischer in seinem Rahn die Rückkehr abzuwarten versprach.

Nur wenige Schritte fühlte der Wanderer sumpfigen Untergrund. Dann schritt er über welkes Gras und wirt durcheinander gewuchertes Unkraut. Die Abendsonne warf einen rosigen Schimmer auf die welken blattlosen Sträucher, sie ließ die weißen dünnen Sommerfäden wie feine Silberneze erscheinen. Ein Schwarm wilder Enten flog aus dem Schilfrohr auf. Der junge Mann musterte Alles mit dem scharfen Blick eines Mannes, der um jeden Preis Klarheit in die Dunkelheit eines Räthsels bringen will. Endlich sah er den eisernen Pfahl vor seinem Blicke auftauchen, an welchem die Laterne im frischen Abendhauch schwankte.

Nicht weit davon befand sich die kleine mit Rasen bedeckte Hütte des alten Vorkler. Vor der Thüre zeigte sich ein wüster mit einem Geländer eingefasster Rasenfleck, der ehemals ein Gärtchen vorgestellt haben mochte, gegenwärtig jedoch nur sehr wenige zweideutige Spuren der einstigen



Blumenpracht nachwies. Liebach versuchte einen Blick durch das Fenster zu werfen, allein die Glascheiben waren erblindet. Er versuchte die Thüre zu öffnen, was ihm auch nach einigen Anstrengungen gelang. Das kleine Gemach war leer, von allem Komfort vollständig entblößt. Lehmstücke und Erde bedeckten den Fußboden. Spinnweben zeigten sich in den Ecken und an der Decke. Unzählige andere Insekten und Würmer krochen auf dem Ziegelboden und ein zerbrochener Handspiegel erinnerte einzig und allein an jene Zeit, in welcher das Stübchen einem Menschen zur Wohnstätte gedient hatte.

Es war bereits vollständig dunkel geworden, als Liebach nach dem Landungsplatze zurückkehrte. Der Abendwind strich klagend über den See hin und mit leisem Plätschern schlugen die Wellen gegen den flachen Strand. Fritz Hellberg mochte wohl auf ganz besondere Gedanken hinsichtlich des einsamen Wanderers gekommen sein, jedenfalls verrieth sein Antlitz die äußerste Neugier und seine hellen grauen Augen richteten sich mit einem lebhaft fragenden Ausdruck auf den Ankömmling.

„Na, habt Ihr etwas besonders Merkwürdiges auf der Trense-Insel entdeckt?“

„Besonderes wohl kaum,“ erwiderte Liebach, „aber ich bin auf eine gute Idee gekommen.“

Es lag ein Ausdruck stiller Zufriedenheit in seinen Worten und sein vor Kurzem noch so verstörtes, von innerer Unruhe durchbebtetes Wesen athmete jetzt eine heitere Ruhe und eine feste Entschlossenheit.

„Eine Idee? hm,“ brummte Fritz, das Ruder gegen eine Erhöhung des Erdbodens stemmend, und während der Rahn wie ein Pfeil in die Wasserode hinaus schoß, that er ein paar kräftige Züge aus seiner kurzen Pfeife, lächelte verschmitzt und sagte: „Na, wenn's etwa die Idee ist, den Schatz zu heben, dann sorgen Sie nur für einen respektablen Windbeutel, in den Sie ihn hinein thun können!“

„Wie aber,“ gab Liebach ruhig zurück, „wenn ich den Schatz nun wirklich hebe?“

„Den?“ fragte der Andere gedehnt. „Na, wenn Sie die Krute mit den sechshundert Silberthalern auffinden, dann sollen Ihnen alle Fische gehören, welche ich zeitlebens fangen werde.“

Liebacht schien es für gut zu befinden, das Gespräch abubrechen. Er schaute mit leuchtendem Auge in den blassen Silberstreifen, welcher die im Osten aufsteigende Mondscheibe auf das Wasser warf und eine ganze Welt von Gedanken schien in dem bleichen nachdenklichen Antlitze im Entstehen begriffen.

Fritz aber war durchaus nicht befriedigt. Augenscheinlich frappirte es ihn, daß „der Mann von Außerhalb“ sich in so überlegener Weise für eine Sache interessire, mit welcher doch füglich Niemand besser Bescheid wissen konnte, als die ehrsamten Fischer von Sternberg. Er nahm nun auch eine überaus wichtige Miene an, und suchte der Unterhaltung mit den Worten einen neuen Anstoß zu geben:

„Was Sie doch für Projekte machen, lieber Herr! Haben Sie denn nun dadurch, daß ich Sie mit der Rederei der Leute bekannt gemacht habe, wirklich einen Beweis dafür gewonnen, daß der alte Vorkler auch in der That seine

sechshundert Thaler in den Moorboden der Trense-Insel vergraben hat? Kann er sie nicht vorher Jemand aus seiner Sippschaft zugestellt haben? Kann er sie nicht in der See versenkt oder sonst wo hingethan haben, wohin weder Mond noch Sonne scheint? Und steht es denn überhaupt so positiv fest, daß er wirklich seit bischen Traktament auf die hohe Kante gelegt hat? Es sind ja alles bloße Vermuthungen, leere Redensarten und so weiter. Ich habe Ihnen eben nur gesagt, was die Leute fasseln! wie möchten Sie nur darauf ein Projekt gründen? Ich sage Ihnen, wenn da nur ein Dreier zu heben wäre, dann hätten ihn die Schatzgräber schon zehn Mal aus der Erde heraus gemauwürfelt.“

„Ich habe ja auch zugestanden, daß ich die Geschichte nur als eine Sage betrachte,“ erwiderte Liebach gleichgiltig. „Was wollt Ihr also?“

Fritz schwieg nunmehr. Er richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf den Rahn, der sich bereits zwischen den Fiskästen befand, und im nächsten Augenblick unter der dunklen Brückenwölbung hinglitt, worauf er in den Mittelgraben einlief.

Am Ziele angelangt, händigte Liebach dem jungen Fischer das verabredete Jahrgeld ein, worauf er, ohne sich ferner um seinen Führer zu kümmern, den Weg nach dem Polizei-Unt einschlug.

Schrötter, der dienstfertige Polizei-Kommissar, saß noch eifrig schreibend an seinem Pulte. Die Wanduhr zeigte drei Viertel auf Sieben. Wahrscheinlich wollte er die angefangene Arbeit noch bis zum Schlusse der Dienststunden beenden, denn er warf dem Eintretenden einen Blick zu, in dem der Unwille über die Störung unverkennbar ausgeprägt lag.

„Verzeihen Sie, Herr Kommissar!“ nahm der Bureau-Vorsteher in seiner gewohnten bescheidenen Weise das Wort, „ich komme in einer hochwichtigen Angelegenheit zu Ihnen.“

„Ja, es wäre mir lieber, wenn Sie in derartigen hochwichtigen Angelegenheiten am Tage kämen!“ versetzte der Kommissar pikirt.

„Die Angelegenheit, welche mich zu Ihnen führt, duldet keinen Aufschub, Herr Kommissar! Ich habe den Doldh gefunden, mit welchem aller Wahrscheinlichkeit nach der alte Rappel ermordet worden ist.“

„Wie? Was?“ schrieb der Kommissar, von seinem Sitze emporschnellend und hastig die Waffe ergreifend, welche der Andere ihm darreichte, „wo haben Sie das gefunden und bei welcher Gelegenheit?“

Liebacht stattete seinen Bericht wahrheitsgetreu ab. Er schilderte die Fahrt, die er in der Absicht, etwaige Spuren aufzufinden, in den Trense-See hinein unternommen hatte und schloß mit der Vermuthung, daß der Mörder mit dem Schatz und mit der Leiche des Ermordeten auf dem Wasserwege geflohen sei. Auf dem See angelangt, möge er die letztere mit einem schweren Gegenstande belastet, an der Jedermann bekannten tiefen Stelle versenkt haben. Der Schatz möge irgendwo vergraben sein, da es undenkbar sei, daß der Raubmörder mit der immerhin schweren Geldkiste meilenweit unentdeckt habe fortwandern können.

„Ihre Vermuthung hat viel für sich,“ meinte Schrötter.



„Wollen Sie einen Augenblick verweilen? Ich will Ihre Aussage zu Protokoll nehmen.“

Das geschah denn auch und als Liebach seinen Namen unter das Schriftstück setzte, sagte Schrötter mit triumphirendem Lächeln:

„Nun gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß wir den Raubmörder binnen 24 Stunden haben!“

„Sollte mich doch sehr wundern,“ flüsterte Liebach in sich hinein, „Sie sehen mir jaust nicht darnach aus, als ob Sie binnen 24 Stunden einen so schlaunen Fuchs, wie unser Raubmörder zu sein scheint, in Fesseln legten!“

Er begab sich nach dem unheimlichen Hause zurück. Mit Genehmigung des Polizei-Kommissars durfte er während seines noch fernerhin nothwendigen Aufenthaltes im Städtchen in demselben Quartier nehmen, und Julie hatte vor ihrer Abreise Wohn- und Schlafstübchen recht heimlich und wohnlich eingerichtet. Zwar konnte er sich des Gefühls einer gewissen Unbehaglichkeit nicht erwehren, als er in der öden, vom schwankenden Mondlicht gespenstisch beleuchteten Kammer stand; er sagte sich jedoch, daß Derjenige, der die Schuld an dieser Verübung trage, sicher von weit grausigeren Bildern gepeinigt werde, selbst für den kaum denkbaren Fall, daß derselbe in einem Palast wohne und auf seidenen Kissen schlummere.

„Nein!“ rief er, als er auf den zwar harten, doch frisch bezogenen Polstern lag, „es geht nichts über ein gutes Gewissen! Hoffen wir, daß der Mörder der verdienten Strafe nicht entgeht, und der arme Unglückliche, dessen Leben unter den Händen des Bösewichts verblutete, gerächt wird.“

### Siebentes Kapitel.

Am folgenden Morgen war das Städtchen in eine nicht geringe Aufregung versetzt. Sämmtliche Fischer hatten Vorladung nach dem Polizei-Amt erhalten. Der Polizei-Kommissar fragte jeden Einzelnen auf Pflicht und Gewissen, ob ihm der im Mittelgraben gefundene Dorsch bekannt sei; er forschte ferner, ob sie beim Fischen im Trenssee nicht in die Nähe des Strudels gekommen und daselbst auf die Leiche des alten Rappel gestoßen wären; ob sie nicht in der Nacht, in welcher der Geizhals verschwunden war, irgend einem verdächtigen Rahnfahrer begegnet seien; ob sie auf einen der Ihrigen einen bestimmten Verdacht hätten u. s. w. — Aber Niemand konnte die kleinste befriedigende Auskunft geben. Daß ein Bewohner der Stadt den Mord nicht begangen habe, darüber waren Alle einig. Die Meisten stellten es aber auch ebenso entschieden in Abrede, daß der Mörder auf dem angegebenen Wasserwege entflohen sei. Irgend einer von den Fischern hätte ihm doch auf der nächtlichen Fahrt begegnen, irgend einer seinen Kahn vermissen müssen. Bis am entgegengesetzten Ufer des Trenssee's sei es eine recht hübsche Wegstrecke. Der Fremde hätte den Kahn vor Tagesanbruch nicht zurückbringen, am allerwenigsten aber die Spuren der Benutzung, vielleicht gar Blutspuren aus demselben entfernen können. Wäre der Mörder aber mit seinem Schatz drüben über Moor und Feld landeinwärts geflohen, so hätte man doch den Kahn auf dem See treibend finden

müssen. Im Uebrigen sei auch nicht anzunehmen, daß ein Fremder mit all diesen Lokalverhältnissen so bekannt sei.

Diejenigen unter den Beherrschern des Trenssee's, welche sich ganz besonders klug dünkten, gaben nicht unzweideutig zu verstehen, daß der alte Rappel seines freudlosen Lebens einfach überdrüssig geworden sei, und, nachdem er einen vergeblichen Versuch gemacht habe, sich den Hals abzuschneiden, seine Goldkiste um den Hals gebunden und sich an irgend einer Stelle ins Wasser gestürzt haben werde, wo ein gesunder Fischersmann weder mit dem Netz noch mit dem Ruder hinkomme.

Der Polizei-Kommissar und mit ihm die Herren vom Rath und Gericht fanden diese Annahme nicht so ganz verwerflich und schon stand die Sache zum zweiten Male auf dem Punkte, einzuschlafen, als sie durch Franz Liebach, welcher all' diesen Verhandlungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gefolgt war, von Neuem Anregung erhielt.

Der junge Mann hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, alle seine physischen und moralischen Kräfte an die Enthüllung des Räthsels zu setzen. Nicht mit Unrecht sagte er sich, daß er in dieser Angelegenheit ein Wort mitzusprechen habe.

So begab er sich denn nach ungefähr acht Tagen wiederum nach dem Polizei-Amt.

„So geht es nicht, Herr Kommissar!“ wandte er sich nach der ersten Begrüßung an Schrötter. „Auf diese Weise ermitteln wir den Raubmörder nimmermehr.“

„Was soll ich thun?“ fragte der Kommissar in ein wenig gereiztem Tone. „Sie müssen mir das Zeugniß geben, daß ich Alles gethan habe, was sich überhaupt in dieser dunklen Geschichte thun läßt. Glauben Sie etwa, die Sache besser dirigiren zu können?“

„Ja!“ rief Liebach mit sicherer Stimme, „beauftragen Sie mich formell mit der Ermittlung des Verbrechers. Wirken Sie dahin, daß ich einige Diäten aus der Stadtkasse erhalte, denn ich bin vollständig mittellos. In diesem Falle verpflichte ich mich, nicht zu ruhen und zu rasten, bis der Bösewicht hinter Schloß und Riegel sitzt!“

Der Polizei-Kommissar strich nachdenklich den zierlichen Schnurrbart. Die Sicherheit und Energie des Antragstellers imponirten ihm.

„Wenn Sie meinen Vorschlag zurückweisen,“ fuhr Liebach fort, „so bleibt die Sache, wie sie ist; denn ich kann mich nicht länger hier halten. Ich muß in die Residenz zurück und mein kleines Privat-Amt von Neuem antreten. Fassen Sie also einen raschen Entschluß!“

„Wohlan,“ antwortete Schrötter, „ich will's einmal versuchen. Der Syndicus, welcher das Decernat für die polizeilichen Angelegenheiten unseres Städtchens bearbeitet, sprach einmal davon, daß es gut wäre, einen geheimen Polizeiergeanten anzustellen. Die Sache unterblieb jedoch, weil die Stadtverordneten-Versammlung sich dagegen erklärte. Ich werde mit Rücksicht auf den vorliegenden Fall die Angelegenheit noch einmal zur Sprache bringen. Kommen Sie morgen um dieselbe Zeit wieder hierher, dann sollen Sie bestimmten Bescheid erhalten.“



# Der schöne Taddéo.

Erzählung nach authentischer Quelle.

(Fortsetzung.)

„O, das wird interessant!“ rief die Wäscherin, sich vergnügt die Hände reibend.

„Ganz Bau war in fröhlicher Aufregung, als man von diesem Tange hörte, und gern hätte Mancher ein großes Stück Geld nicht gegeben, hätte er den in einem unterirdischen Gefängniß des alten Schlosses wohlverwahrten Räuberhauptmann daselbst oder vor Gericht sehen können. Mir wurde das Letztere ohne Weiteres genehmigt, da mein Vater selbst bei dem Verhöre thätig sein mußte. Durch den Herrn Gerichtspräsidenten, den ich persönlich kannte, wurde mir ein Plätzchen hinter einem mit großen Follanten bestandenen freistehenden Bücherrepositorium eingeräumt, und ich hatte den Anblick dieses Auswurfes der Menschheit, der sich, zum Entsetzen frech, noch vor Gericht seiner Mordthaten rühmte, gerade vor mir.“

„Ich beneide Sie, Mademoiselle Bertin,“ sprach die Wäscherin wehmüthig. „Ich habe noch kein solches Schicksal gesehen, nur ganz ordinäre Gauner, Lumpengesellschaft, die nur von Einbrüchen lebte.“

Es klang zu komisch, als daß die anwesenden jungen Damen nicht hätten laut auflachen sollen.

Madame Lalotte sagte sehr ernsthaft:

„Meine Damen, ich will damit nicht ausgesprochen haben, daß dergleichen schlechte Menschen geringer anzuschlagen sind, als ein solcher Mordkerl — ich meine nur, daß es immerhin einen Anstrich von Romantik haben muß, einen solchen Ausbund von Verworfenheit von Angesicht zu Angesicht zu sehen.“

„Nun, wenn ich auch keinen romantischen Anstrich dabei bemerkt habe, so trug ich doch eine lebhafte Erinnerung an dieses Blutmenschen Anblick davon, daß ich dreist behaupten darf, ihn, in welcher veränderter Gestalt er mir auch entgegen treten möchte, unter Tausenden wieder zu erkennen. Ich habe lange Wochen nachher noch von diesem Elenden geträumt, wie er, frech lachend, dem Verhörbeamten seine Gräueltthaten erzählte, als ob er von den größten menschlichen Tugenden spräche.“

„Und warum nannte man ihn denn den schönen Taddéo?“ fragte eine der jungen Damen. „War er denn so schön von Gesicht und Gestalt?“

„Ja,“ sagte die Solotänzerin. „Viele Kavaliere würden sich glücklich schätzen, seine Figur, sein Antlitz zu haben. In diesem Meisterstücke von Körper wohnt aber ein Teufel, der, nach seiner eigenen Aussage, nichts Heiliges auf Erden kannte. Ha, ich sehe ihn vor mir, den reizend schönen jungen Mann, der hohnlachend sich selbst der größten Schandthaten rühmte!“

„Entsetzlich!“

„Aber Herr Mathieu erzählte doch, daß dieser schöne

Taddéo noch jetzt seinen abscheulichen Lebenswandel treibe und die Straßen der Pyrenäen unsicher mache.“

„Ganz recht, das löst sich einfach in dem Umstande auf, daß er trotz der scharfen Bewachung zu entspringen wußte, indem er mit der ihn die Hände fesselnden Kette den des Abends in Begleitung von zwei Soldaten den Kerker untersuchenden Gefangenwärter mit einem Schläge die Stirn zerschmetterte und, die beiden Soldaten mittelst einer ungeheueren Kraftanstrengung zur Seite schleudernd, hinter sich die Kerkerthür in's Schloß warf und spurlos verschwand. Wie er dem Schlosse habe entweichen können, blieb Allen ein Räthsel.“

Der bei Mademoiselle Alice Bertin erscheinende Besuch einiger Damen vom königlichen Ballet führte das Ende dieser Unterhaltung herbei, welche Madame Lalotte's romantische Neigung außerordentlich befriedigt hatte. Der schöne Taddéo bot ihren Gedankenpielen einen Mittelpunkt, der sich, weil er nicht zu den gewöhnlichen gehörte, die sich leicht und schnell vergessen lassen, bei ihr in langer Dauer erhielt und ihre schwärmerische Erfindungsfähigkeit lange, lange Zeit beschäftigte.

Der Sommer war vorüber, der Herbst hatte seinen Einzug gehalten und mit ihm begannen in der französischen Königsstadt jene geselligen Freuden, bei denen die Pariser nie zu fehlen pflegen. In den hocharistokratischen Kreisen gab es diesmal ein die Gemüther außerordentlich in lebhaftes Bewegung setzendes Unterhaltungsthema.

Der junge Marquis Julien d'Outrillard war vor Kurzem in sein Vaterhaus zurückgekehrt, aus dem er seit seinem zweiten Lebensjahre entfernt worden und an den Ufern des Ebro aufgewachsen war.

Im Hause d'Outrillard herrschte über dies glückliche Ereigniß eine sehr freudige Aufregung, der Marquis Vater schien dadurch wieder jung geworden zu sein, für ihn begann jetzt ein neues Leben. Daß er seinen Sohn wieder in seine Arme schließen konnte, verließ dem durch sein zurückgezogenes, von dem großen Welttrubel seit einer langen Reihe von Jahren ganz abgewendetes, stilles Dasein vereinsamten Manne neue Spannkraft.

Dies war das Ereigniß, welches sehr eifrig in den hohen Adelskreisen besprochen wurde. Was die Damenwelt betraf, so war es nicht besonders auffällig, daß sie für den jungen Marquis schwärmte, denn es lag ja auf der Hand, dieser reiche junge Erbe werde sich unter den Töchtern des Großadels eine Lebensgefährtin wählen und im Hinblick auf diese der Zukunft sicher angehörende Thatsache würde, da noch Niemand ahnen könne, auf welche der Schönen seine Wahl fallen werde, es höchst lächerlich, ja sogar unbesonnen



gewesen sein, wenn man vorher abfällig über ihn geurtheilt hätte.

Diese weibliche Politik erzeugte in den hohen Kreisen eine bedeutende Meinungsverschiedenheit. Es gab eine nicht geringe Anzahl Kavaliere, welche keineswegs von dem jungen Marquis entzückt sich zeigten. Gegen seine äußere Erscheinung ließ sich, wollte man nicht den Schein des Neides auf sich laden, durchaus nichts sagen. Marquis Julien besaß eine große, prächtige Gestalt und ein Gesicht, das, wäre es weniger gebräunt gewesen, für ein vollkommen schönes hätte gelten müssen. Die heißere spanische Sonne und das Sich-aussetzen jeder Witterung hatte seine Hautfarbe gedunkelt; aber gerade diese tiefe Färbung schien von dem Typus der Kraft und des männlichen Muthes, die sich in ihm verkörperten, unzertrennlich, ja undenkbar zu sein, weil ein weißer Teint beim Manne oft weiblich erscheint.

Selbst die Narbe, welche ihm von rechts nach links über die Stirn lief und in den linken Augenbrauenbogen verschwand, erhöhte den männlichen Ausdruck seines Gesichtes, sie gereichte ihm nicht zur Unzier, viel eher zum Beweise, daß er einer seinem Leben drohenden Gefahr nicht den Rücken gewendet habe. Seine Art und Weise, sich zu benehmen, streifte freilich in das Gebiet des Rohen hinüber. Die feinen Manieren französischer Kavaliere, welche ihr Dasein in der von süßen Höflichkeiten geschwängerten Hofluft verbrachten, mangelten ihm allerdings, er kannte so wenig von der Art und Weise, wie sich ein Cavalier im vornehmen Zirkel bewegen muß, daß eben nur sein Geburtsrang, seine schöne, männliche Erscheinung und das fast kecke, muthige Wesen, welches sich durchaus nicht einschüchtern ließ, bei keiner Gelegenheit nur eine Spur von Unsicherheit blicken ließ, diesen Mangel an den Umgangsformen in etwas veressen ließen.

„Die Frau Marquise hat uns kein besonders nachachtungswerthes Muster ihrer Erziehung hergeschickt,“ sagte man lachend unter sich. „Er ist durch und durch ein Wildling, der hier erst in die Schule genommen werden muß.“

„Ja, und man muß dies wilde Roß ein wenig dressiren,“ bemerkten Andere spöttisch.

„Wissen Sie, meine Herren, daß, wenn ich, was mir in meinen alten Tagen wohl nicht mehr wiederfahren wird, von unseres Königs Majestät nach Spanien als Gesandter geschickt werden sollte, ich mich sehr sicher fühlen würde, beim Passiren der Pyrenäen einige Begleiter von dem Schlage dieses jungen Marquis als Schutzgarde bei mir zu haben,“ äußerte ein alter Herr lachend, der ehemals den Gesandtschaftsposten in Madrid bekleidet hatte.

Was die jungen, lebelustigen Kavaliere anlangte, so waren sie anderer Meinung über Julien. Wenn sie auch nicht leugnen konnten, daß ihm der Hof- und Gesellschaftsschliff fehle, so zeigten sie sich doch ganz einverstanden darin, daß Marquis Julien ein heiterer Gesellschafter sei, der sich bei allem Spaß theilnähme und nie nach den Summen frage, die er für sein Vergnügen ausbebe. Uebrigens sei auf ihn Verlaß in gefährlichen Lagen; dem Comte Baldini habe er bei einer Fahrt über die Seine, wo dieser junge Neapolitaner, der mit ihm und anderen Kavaliern sich im Rahne befunden, den Unstern gehabt habe, in Mitte des Stromes über Bord

zu fallen, diesen vom Tode des Ertrinkens gerettet, indem er ihm sofort nachgesprungen und, vom Untersinken zurückhaltend, mit ihm nach dem Ufer zu geschwommen sei. Das solle ein Anderer ihm nachmachen.

So abweichend lauteten die Urtheile über Marquis Julien, wovon weder er, noch sein Vater etwas ahnten, wenigleich dieser Letztere nicht umhin gekonnt, in einer Aeußerung gegen Laborde den Wunsch auszusprechen, daß es seiner Gemahlin beliebt haben mochte, Julien eine etwas andere Erziehung geben zu lassen, denn es bleibe demselben viel zu lernen übrig.

Der Haushofmeister zuckte freilich die Achseln und fand es für bedenklich, in des Herrn Aeußerung einzustimmen, bei sich aber gab er demselben ganz recht. Das Benehmen des jungen Marquis behagte dem würdigen Haushofmeister durchaus nicht, es lag etwas Brutales in der Art, wie er ihn behandelte. Er übersah ihn gänzlich, sodaß Herr Laborde, welcher einer freundlichen Weise vom Marquis Vater gewöhnt war, sich schwer indignirt fühlte.

Mathieu, sein Pathe, blieb der Einzige, vor dem er seiner Entrüstung Worte leihen konnte, und Mathieu war selbst zu sehr empört, theils über die Nichtachtung, welche Julien gegen seinen würdigen Pather an den Tag legte, theils über die beiden spanischen Bedienten, welche der junge Herr mitgebracht und die die Dienerschaft des alten Marquis wie tief unter ihnen stehend behandelten.

„Mathieu, höre mir zu,“ hob Herr Laborde eines Tages an, wo er wieder in seiner Ehrenstellung im Hause d'Outrillard von dem jungen Marquis in wegwerfender Manier behandelt worden war. „Mit diesem jungen Herrn ist so zu sagen das Unglück in's Haus gekommen; aber wir können es leider nicht ändern.“

„Oho, Herr Pathe, was mich betrifft, werde ich's doch an einem schönen Tage ändern,“ entgegnete Mathieu. „Soll mich Der und Jener holen, wenn ich mich von diesen beiden spanischen Mauleseln von Bedienten turbiren lasse. Unser Einer ist ein Cavalier gegen diese beiden Kerle.“

„Ja, ja, Du hast recht, Mathieu; aber bedenke, wozu das führen würde! bedenke das, gutes Kind. Der Herr Marquis, unser alter guter Herr, kann unmöglich seinen Sohn ablenken und unsere Partei nehmen — das geht nicht, Mathieu, ist gegen die Sitte und Vernunft. Man muß da in einen saueren Apfel beißen.“

„Aber es ist ein sehr saurer Apfel, Herr Pathe, bei dem sich ein rechtschaffener Diener eines so vornehmen Hauses den Magen gründlich verdirbt.“

Herr Laborde seufzte tief auf. Er war vollkommen übereinstimmend mit den Gefühlsäußerungen seines Pather. Nach einer Weile ließ er sich also vernehmen:

„Wer hätte sich vorstellen können, daß die Frau Marquise ihren Sohn so hätte aufwachsen lassen können! Das bezeugt es auf's Schlagendste, daß die Erziehung von Söhnen durch Frauen nicht viel werth ist. Entweder werden diese weibliche Puppen oder, wenn in ihnen solche rauhe Elemente begründet sind, wie bei unserem jungen Herrn Marquis, werden sie übermüthige, nur ihren Eigensinnen als das höchste Gesetz ansehende Menschen. Auch muß ich sagen, daß ich mit dem Widerspruch in der Beschreibung,



die man uns in seiner Heimath von ihm entworfen hat, gar nicht recht in's Klare kommen kann.“

„Ich auch nicht, Herr Pathe,“ stimmte Mathieu bei.

„Glaube Dir's, Kind, glaube Dir's. Man hat seinen Spaß mit uns gehabt, indem man ihn uns als einen sanften, liebenswürdigen Kavalier schilderte — freilich, ein sehr dummer Spaß.“

„Spanisch, Herr Pathe.“

Der Haushofmeister winkte mit dem ehrwürdigen Haupte und Mathieu fand sich berufen, hinzuzufügen:

„Die Leute dort am Ebro müssen nach vorliegendem Beispiele eine ganz besondere Ansicht von der Sanftmuth haben. Der junge Herr ist Alles, nur nicht sanft. Glauben Sie wohl, Herr Pathe, daß er mir an diesem Vormittage, als ich ihm auf der Treppe begegnete und ich das schöne japanische Geschirr, aus dem unser alter guter Herr so gern seine Chokolade zu trinken pflegt, auf einer Tablette vor mir in beiden Händen trug, ihm also nicht schnell genug ausweichen konnte, einen Stoß mit dem Fuße an's Schienbein versetzte und dabei in seinem holperigten Französisch mich „Canaille“ titulte? Das Schienbein schmerzt mich jetzt noch bei jedem Schritte.“

„Das ist — schlimm,“ ließ Jener sich vernehmen.

„Will ich meinen, Herr Pathe. Er ist ein — —“

„Halt, Mathieu!“ fiel Herr Laborde schnell ein.

„Aeußerungen des Zornes passen für einen gebildeten Bedienten nicht, merke Dir das.“

„Der Teufel auch! die Galle läuft Einem über, und Alles hinunterwürgen, inwendig raisonniren, das geht doch wahrhaftig auch nicht.“

Eine Pause folgte, der würdige Haushofmeister sah sehr trüben Blickes vor sich hin und Mathieu, der an's Fenster getreten war, schien die Lust zum Reden auch verloren zu haben; aber diese erwachte plötzlich wieder in ihm und er äußerte, zurückblickend nach seinem Pothén:

„Da unten stolzirt das große Ungethüm, der Ignatio, herum. Man sollte denken, der junge Herr Marquis habe unter ungeschlachteten Metzgerknechten sich dieses Exemplar besonders ausgesucht. Sein Kamerad, der Fabiano, ist um nicht viel anders, jedoch wenigstens etwas manierter. Wissen Sie, Herr Pathe, was mich besonders verwundert?“

„Was wäre das, Kind?“

Indem Herr Laborde seinem Pothén diese zärtliche Bezeichnung spendete, deutete er dadurch an, daß er durchaus mit ihm über die Unwürdigkeit der beiden Bedienten des jungen Herrn einverstanden sei, und Mathieu fand darin einen Grund, ohne Verhüllung ihm zu sagen:

„Ich habe die Bemerkung gemacht, daß, wenn die Dreie, der junge Herr und seine beiden Bedienten, sich allein zusammen wähen, sie mit einander so kameradschaftlich thun, als sei gar kein Unterschied zwischen ihnen. Das ist mir schon ein paar Mal aufgefallen. Sie lachen, trinken und stoßen mit einander an, wie gute Brüder, und — könnte ich nur Spanisch, würde ich's bald heraus haben, was das für 'ne ganz eigenthümliche Freundschaft unter ihnen ist. Richtig scheint mir's nicht.“

Dieses Gespräch fand sofort ein Ende, da der alte Marquis, welcher zum Besuche bei einem aus der Provinz

mit seiner Familie in Paris angekommenen Freund ausgefahren war, eben zurückkehrte.

Herr Laborde, der sofort zu seinem Empfang eilte, erhielt von ihm die Weisung, ihm in sein Cabinet zu folgen. Der alte Herr war ungemein heiter und ging, sich vergnügt die Hände reibend, im Gemache auf und ab. Endlich sagte er, stehen bleibend:

„Sie sehen mich sehr guter Laune, Laborde; aber Sie wissen die Ursache nicht.“

„O, ich kann sie mir wohl denken.“

„Wirklich? das wäre viel. Nun, was denken Sie zum Beispiel?“

„Der gnädige Herr Marquis haben eine frohe Stunde mit Ihrem alten guten Freunde, dem Herrn Grafen l'Estanges, verlebt. Dergleichen erheitert sehr.“

„O, gewiß; aber das ist immer nur Eines. Das Zweite errathen Sie sicher nicht.“

„Noch eine zweite Ursache? Nein, Herr Marquis, da bekenne ich meine Schwäche. Ich konnte nur an die Freude des Wiedersehens zwischen Ihnen und dem Herrn Grafen denken.“

„Ganz recht, Laborde, ganz recht.“ Und ihm nahe tretend, sprach er: „Es wird bald eine Hochzeit geben! Begreifen Sie?“

„Ah!“

„Mein alter Freund l'Estanges ist mit seiner Gemahlin und seiner Enkelin Louison angekommen. Louison ist ein reizendes Wesen und l'Estanges will, daß sie hier am Hofe die Tournüre profitiren soll, was in der Provinz allerdings nicht gut möglich ist. Er und ich sind da über einen Plan einverstanden, der uns Beide sehr glücklich machen wird. Mein Julien und Louison sollen ein Paar werden. — Nun, warum sagen Sie nichts darauf, Laborde?“

„Gnädiger Herr Marquis, was hätte ich dabei für ein Recht, eine Meinung auszusprechen?“

„Stellen Sie sich nicht so schwerfällig, Laborde. Wir kennen uns schon über dreißig Jahre, und diese lange Zeit ist hinreichend, denke ich, Ihnen die Freiheit erworben zu haben, auch ein Wort als Bemerkung zu äußern.“

„Immer die Güte selbst, Herr Marquis,“ sprach der würdige Haushofmeister, sich verbeugend. „Meine Meinung ist also, ob der junge Herr mit dieser Heirath einverstanden sein wird?“

„Weiter nichts quält Sie?“ rief der alte Herr lachend.

„O, ventre-saint Gris! darum ist mir gar nicht bange, Julien müßte keine Augen im Kopfe haben; Louison ist ein Engel, schön, lieblich, und wenn auch noch etwas schüchtern, weil sie sich das Erlernen des Hoftones als etwas ganz entsetzlich Schweres vorstellt, so wird sie doch als eine der schönsten Blumen unseres hiesigen Damenflores Furore machen. Ich zweifle nicht, Julien wird, sobald er sie gesehen, entzückt sein. Und, aufrichtig gesagt, Laborde, ich finde es für nöthig, ihn durch einen sanften weiblichen Umgang ein wenig zu zähmen. Seine Erziehung ist in etwas wenig vernachlässigt worden — ich kann das leider nicht in Abrede stellen; aber das sind nur Schlacken, die bald von ihm abfallen werden, wenn sich die Liebe zu einer so schönen, edlen jungen Dame seines Herzens bemächtigt.“



Und die Partie ist zugleich eine höchst glänzende. Louise besitzt schon das nachgelassene bedeutende Vermögen ihrer beiden Eltern, und Graf l'Estanges, der selbst kinderlos ist, hat nur sie, seine Enkelin, als einzige Erbin. Nun, Vahorde, Sie wissen, ich bin auch nicht der ärmste Edelmann Frankreichs — sehen Sie, das giebt ein großartiges Rechenexempel.“

„Es ist wenigstens sehr begreiflich, Herr Marquis, daß Ihr Herr Sohn, da die Dame noch obendrein eine Schönheit ersten Ranges ist — —“

„In dieser Beziehung ein Diamant vom reinsten Wasser,“ erklärte sein Herr bestimmt.

Der würdige Haushofmeister verneigte sich und schloß dann seine Rede mit den Worten, daß der junge Herr sich glücklich schätzen wird, eine solche in jeder Hinsicht glänzende Partie zu machen.

„Nicht wahr! nicht wahr! o, ich zweifle nicht, daß er sehr entzückt sein wird über das Glück, das ihm zu Theil werden soll. Lassen Sie ihn zu mir rufen.“

„Der junge Herr Marquis ist in Gesellschaft einiger Kavaliere ausgeritten und noch nicht zurückgekehrt.“

„Nun denn, so wie er kommt, theilen Sie ihm meinen Wunsch mit, ihn sprechen zu wollen.“

Das Palais Royal, in unseren Tagen eine kleine Welt für sich, zu der jeder Fremde sich drängt, um in seinen Neigungen und seiner Börse entsprechenden Vergnügungen zu genießen, welche daselbst in allen nur denkbaren Arten sich bieten, gehörte zu der Zeit, als die Ereignisse unserer Erzählung vor sich gingen, dem Herzoge von Orleans, welcher es vor ungefähr acht Jahren von seinem Bruder, dem König Ludwig XIV., zum Geschenk erhalten hatte. Was die Kunst der Architekten, Bildhauer und Maler nur hatte leisten können, fand sich in dem großen, weitgeräumigen Palaste vereinigt, er gehörte zu den Prachtgebäuden von Paris. Der Herzog von Orleans hielt Hof im Palais Royal und ein der Lebens- und der Vergnügungslust so wenig abgeneigter Herr, als er, repräsentierte auf das Erfolgreichste die Gegenwart seines königlichen Bruders, der den Aufenthalt zu Versailles mehr liebte, als den in den Tuilleries, und deshalb auch meist fern der Hauptstadt lebte.

An diesem Vormittage, wo der alte Marquis sich so glücklich im Bewußtsein der äußerst günstigen Zukunftsaussicht für seinen Sohn Julien fühlte und seinem treu erprobten Haushofmeister Mittheilung von dieser Vaterfreude machte, war der König ganz unerwartet nach Paris gekommen und bei seinem Bruder im Palais Royal abgestiegen.

Der Herzog, der es wohl verstand, sich des Königs Gunst zu erhalten, wußte, wie sehr dieser Aufmerksamkeiten liebte, welche seinem Ehrgeize schmeichelten, deshalb hatte er seine Läufer und Lakaien in alle vornehme Häuser geschickt, um so viele Kavaliere und Damen herbeizurufen, als nur möglich war.

Ein paar Stunden später kam der junge Marquis Julien d'Outrillard mit den Kavaliern vorübergeritten, welche ihn in seines Vaters Hause abgeholt hatten. Kaum hatte

man sie aus einem der Fenster des Palais erblickt, als man sie durch einen Läufer von der Anwesenheit Seiner Majestät unterrichten und einladen ließ, einzutreten.

„Das trifft sich prächtig!“ rief der junge Baron von Leveraux. „Der Herr Herzog ist ein ausgezeichnete Gourmand und ich hoffe, er wird zu Ehren Seiner Majestät ein köstliches Dejeuner (Frühstück) in aller Eile haben serviren lassen. Ich gestehe aufrichtig, daß unser scharfer Ritt mir einen Appetit verursacht hat, als wäre mein Magen der eines Bettelmannes an der Thüre unserer Notre-Dame-Kirche.“

„Beim Jupiter, Hector, Du scheinst nie einen anderen Magen, als den eines Bettelmannes, gehabt zu haben,“ lachte der Vicomte von Saint Hilaire. „So oft ich — und das sind doch einige Jahre her, daß ich das Vergnügen genieße, in Deiner Gesellschaft mich zu bewegen — mit Dir nur ein paar Stunden zusammen gewesen bin, habe ich Dich auch von Deinem guten Appetit sprechen hören. Nun, mein Theurer, man sieht es auch, wo es hinkommt, Du bist Deinem Leibe keine Stiefmutter. Meinen Sie nicht auch, Julien?“

„Ich denke mir, er muß unter einem hungrigen Planeten zur Welt gekommen sein,“ antwortete der junge Marquis d'Outrillard.

„Hungriger Planet — das ist neu, originell! hahaha!“ lachte man durcheinander, während man in die große prächtige Vorhalle eintrat.

Herr von Leveraux hatte trotz des Spottes seiner auf seine Kosten lachenden Freunde das Vergnügen, seine Zuversicht auf ein in aller Eile servirtes Dejeuner erfüllt zu sehen, und nichts hätte ihn bewogen, sich von einem der großen Buffets zu trennen, welche alle Speisen, die im kalten Zustande genossen werden können, in außerordentlicher Fülle zum Genuße darboten.

„Etwas Nagelneues, Messieurs!“ rief ein alter am Hofe grau gewordener Kammerherr. „Zu mir her! will's Ihnen mittheilen.“

„Lefour weiß immer Etwas, das muß man ihm lassen,“ riefen einige der Kavaliere, während Andere meinten, der alte, joviale und trotz seiner grauen Haare doch noch sehr lebelustige Herr müsse einen ihm im Geheimen dienstbaren Geist zur Seite haben, der ihm alle in Paris vorkommenden Neuigkeiten in's Ohr flüstere.

„Nun, was haben Sie uns Schönes zu verkünden, Herr von Lefour? heraus mit der Sprache!“ rief man dem alten Kammerherrn zu, indem man sich um ihn versammelte.

„Messieurs! es wird ein prächtiger Stern an unserem Hofe aufgehen, eine weibliche Schönheit — o, sacre bleu! Jumo ist nichts dagegen.“

„Wie? Ah! was Sie sagen!“

„Ja, Messieurs! die vollständige Wahrheit, auf Ehre! ich will mein Renommé verlieren, ein praktischer Kenner im Artikel weiblicher Schönheit zu sein, wenn nur ein Einziger von Ihnen mich einer Täuschung wird beschuldigen können, daß die junge Dame — —“



## Flandereien am Ramin.

### Ein vollzogenes Todesurtheil.

Aus Graz wird die Vollstreckung eines Todesurtheils in folgender erschütternder Weise geschildert: „Ohne daß in weiteren Kreisen vorher Etwas davon verlautet hätte, spielte sich heute Morgen im Hofe des Karlsruher Strafhause eine jener trostlosen Scenen ab, welche glücklicherweise immer seltener und seltener werden. Es war eine Hinrichtung — die erste hier seit vielen, vielen Jahren. Der Delinquent war ein noch ziemlich junger Mann, ein moralisch verwahrloster Knecht, Anton Leitner, welcher im März d. J. an dem Grundbesitzer Johann Pfennicher in Gratwein einen mörderischen Raubmord verübt hatte. Sein Opfer war von ihm zur Nachtzeit überfallen und, ohne daß es Widerstand hätte leisten können, mit einer Hacke ermordet worden. Leitner nahm dann alles baare Geld, das er im Hause vorfand — etwa 450 Fl. — mit sich, kehrte nach Graz zurück und lebte hier zwei oder drei Tage mit lüderlichen Dirnen in Sauf und Braus, wurde aber schon verhaftet, ehe er noch die Hälfte des Geldes hatte verthun können. In den ersten Augusttagen vor die Geschworenen gestellt, wurde er von diesen zum Tode verurtheilt; er ergriff zwar die Nichtigkeitsbeschwerde, diese wurde aber vom obersten Gerichtshofe verworfen, und da die Verhandlung keinen einzigen Milderungs-umstand zu Tage gefördert hatte, so verzichtete der Kaiser auf sein Begnadigungsrecht. Gestern Morgen wurde der Delinquent nach dem Karlsruher Strauhause übergeführt, weil es nicht möglich war, im hiesigen Strafgerichtshause einen für die Hinrichtung passenden Raum ausfindig zu machen. Gerade diese Ueberführung bekräftigte in Anton Leitner die Ueberzeugung, daß er begnadigt worden sei, denn ins Karlsruher Strauhause pflegen nur jene Verbrecher gebracht zu werden, welche eine vielfährige Kerkerstrafe auszusitzen haben. Die Enttäuschung sollte jedoch nicht lange auf sich warten lassen, denn kurz darauf erschien unter Führung des Landesgerichtsraths eine Commission in der Zelle des Gefangenen und theilte diesem sein Schicksal mit. Anton Leitner wurde sehr blaß, gab aber sonst kein Zeichen der Erregung. Nachdem die Commission die Zelle wieder verlassen hatte, erschien ein Franciskaner-Pater in derselben und suchte den Gebrochene aufzuheitern. Leitner sprach den ganzen Tag über kein Wort, und erst als der Franciskaner Pater gegen Abend von dem Vater des Verurtheilten abgelöst wurde, entranen sich einige zusammenhanglose Silben den Lippen des Delinquenten. Um 9 Uhr nahm der Vater Abschied von seinem Sohne, und in der Zelle erschien abermals der Priester, mit welchem Anton Leitner nun die ganze Nacht wachend im Gebete zubrachte. Um 7 Uhr Morgens fand sich der Scharfrichter bei dem Delinquenten ein, um an demselben die üblichen Verrichtungen vorzunehmen und ihm in seiner Weise Trost zuzusprechen. Dieser Scharfrichter hat früher in Mailand gelebt und nicht weniger als 167 Hinrichtungen sind von ihm schon vollzogen worden. Nachdem ein Bataillon Infanterie den Hof besetzt hatte, wurde der Delinquent von vier Gendarmen in den letzten geführt. Leitner mußte sich auf den Pater stützen, denn er konnte kaum gehen, und auch die Gebete, welche ihm der Priester vorsprach, vermochte er nur lallend nachzusprechen. Der Präses sprach hierauf zu dem Scharfrichter mit lauter Stimme die Worte: „Scharfrichter, ich übergebe Ihnen hiermit den Anton Leitner, derselbe ist durch den Strang vom Leben zum Tode zu bringen.“ Der Scharfrichter nahm den dem Anscheine nach schon halb bewusstlosen Delinquenten bei beiden Händen, band ihm dieselben mit einer Leine zusammen und dann die Arme an den Leib fest. Mittlerweile

hatte der Knecht den Hals des Hinzurichtenden frei gemacht, und der Hentler legte ihm die mit mehreren Knoten versehene Schlinge um. Hierauf stieg Leitner, vom Scharfrichter und seinem Knechte unterstützt, die fünf Stufen zum Galgen hinauf, der Scharfrichter befestigte die Schlinge an einem an dem Pfosten angebrachten Nagel, während der Knecht die von der Kurbel nach aufwärts gehende Leine um die Leine Leitner's befestigte und der Hentler den Kopf Leitner's nach seitwärts drückte, den Schemel wegstieß und die Leine mittelst der Kurbel kräftig anzog. Leitner, der, als er an den Galgen gestellt wurde, seinen irren Blick über die anwesenden Personen gleiten ließ, verhielt sich bei der ganzen Proceßur vollkommen widerstandlos, und einige Sekunden, nachdem der Schemel weggesloßen ward, war er eine Leiche. Der Scharfrichter fuhr mit einem weißen Tuche über das Gesicht des Gerichteten und verband ihm dann die Augen, während der Priester ein Vaterunser betete. Hierauf stieg der Scharfrichter vom Schemel und meldete dem Präsidenten, daß die Exekution vollzogen sei. Der Gerichtsarzt konstatirte hierauf, daß Anton Leitner aufgehört habe zu leben.

### So verschafft man sich Geld!

Ein armer Teufel in Dublin lebte in größter Noth; nirgend konnte er Geld aufstreiben, dabei wurde der Hunger immer gewaltiger. Auf Mittel sinnend, ging er eines Abends durch eine öde Straße, und gewahrte einen, reichen, berühmten Arzt, der keinen Besuch unter einer Guinee machte, aber heute einmal eine Fußwanderung unternahm, da er sonst immer in reicher Equipage seine Patienten besuchte. Schnell läuft der Geldlose auf ihn zu und bittet ganz athemlos den Doktor, mit zu seiner Frau zu kommen, da solche in den letzten Zügen liege. Der Arzt geht mit; kaum ist er aber in das vier Treppen hoch belegene Zimmer getreten, als Jener die Thür abschließt, zwei Pistolen und einen ledernen leeren Beutel hervorzieht. — „Sehen Sie, Herr Doktor: das leere Ding hier ist meine Frau, die sich durch starke Ausgaben ganz entkräftet hat. Wenn Sie ihr nicht sogleich Stärkung verschaffen, müssen Sie sich gefallen lassen, die zwei bleiernen Pillen wider die Hartleibigkeit einzunehmen!“ — Der Doktor gab der ledernen Patientin elf Guineen ein, worauf ihn der Mann mit vieler Höflichkeit auf die Straße begleitete und sich dann schnell empfahl.

Als im Freiheitskriege einmal ein Adjutant einem preussischen General eine Depesche vorlas, schlug eine Flintenkugel hinein. Ruhig forderte der General zum Weiterlesen auf, da man ja leicht aus dem Zusammenhange die fehlenden Worte errathen würde. Ähnliches trug sich in der Schlacht bei Leipzig zu. Als ein Offizier dem Feldmarschall Blücher eine schriftliche Ordre vorlas, piff eine Gewehrflugel vorüber, und der Offizier hielt inne. „Run,“ fragte Blücher, „hat die Kugel das Papier getroffen?“ — „Nein,“ entgegnete mit heldenmüthiger Ruhe der brave Adjutant, „nur mein rechtes Auge!“

Ein Mann, der nicht frei von Gespensterfurcht war, erwachte einst in der Nacht durch ein zufälliges Geräusch. Während, dasselbe rühre von einem Gespenst her, rief er in seiner Herzensangst aus: „Bist Du ein guter Geist, so weiß ich, Du wirst mir nichts thun; bist Du aber der Teufel, so wirst Du mir auch nichts thun, denn ich habe Deine Schwester zur Frau!“